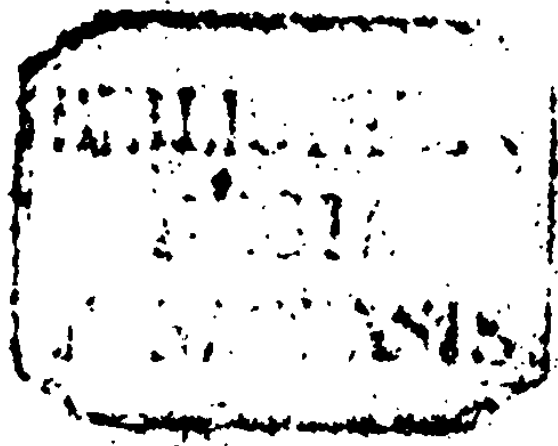


Ueber
Schriftsteller
und
Schriftstellerey,

von
Adolph, Freyherrn Knigge.



Hannover,
bey Christian Richter,
1793.





I.

Einleitung.

Das Ziel, welches der Verfasser dieses kleinen Werks, bey Herausgabe desselben, sich vorgesetzt hat, ist: über das Bücherschreiben im Allgemeinen, über Zweck und Ausführung dabey über Pflichten, Vorurtheile und Rechte des Schriftstellers, über billige und unbillige Forderungen des Publicums an ihn, über nöthige Eigenschaften, Vorzüge und Fehler der Composition, der Darstellung, des Styls und der Schreibart, über die daher zu erwartende Wirkung auf Gefühl, Vernunft und Sitten, endlich über die verschiedenen Zweige der Schriftstellerey, die auf Belehrung und Unterhaltung abzwecken, über dies alles, besonders in so fern es unsre teutsche Literatur betrifft, dem Publico

seine gesammelten Bemerkungen, zur Prüfung und Berichtigung, vorzulegen — kein vollständiges Werk; nur Bruchstücke, zu Erweckung des Nachdenkens — nicht durchaus noch nie gehörte Wahrheiten; aber doch solche, die zum Theil, bey Beurtheilung neuer und alter Schriften, wie es scheint, oft aus den Augen gesetzt, oder wenigstens nicht im Zusammenhange, in der gehörigen Beziehung auf einander, in Ueberlegung genommen werden. Wenn er dabey, nach alter deutscher Schriftsteller; Art und Weise, vielleicht ein wenig weiter ausholt, wie unsre jungen Critiker, beliebter Kürze wegen, gut zu heißen pflegen; so geschieht das nicht etwa darum, daß er auf ihre Winke nicht achtete, und ihre Geduld, bey ernsthaften Gegenständen zu verweilen, abermals auf die Probe setzen wollte; sondern weil es ihm doch nothwendig schien, erst zu einem einfachen Gesichtspuncte zurückzugehen, der den Hauptgrundsatz bestimmen sollte, auf welchen sich alle hier gelieferte Bemerkungen stützen müßten; wenn sie nicht das Ansehn willkührlicher Behauptungen haben sollten.

II.

Was ist Schriftstellerei?

Es ist ein von Priestern und Layen oft wiederholter Gemeinsspruch, daß zu den edelsten Vorzügen der menschlichen Natur die Gabe gehöre, seine Gedanken durch articulirte Töne einander verständlich zu machen und zwar so, daß man nicht nur die gröbern sinnlichen Begriffe durch Worte bezeichnen, sondern auch die höhern Abstractionen des Geistes und die feinsten Gefühle der Seele auf diese Weise versinnlichen und darstellen könne.

Dies Glück aber, welches dem Menschengeschlechte mit dem Gebrauch der Sprache ist zu Theil geworden, hat noch einen großen Zuwachs durch die Schreibe: Kunst bekommen, das heißt: durch die Kunst, mit Hülfe conventioneller Zeichen, den Ausdruck unserer Gedanken mitzutheilen, auch ohne zu reden, selbst in der Entfernung; die todte Materie für uns

sprechen zu lassen, wenn wir schweigen wollen, oder nicht gehört werden können.

Dieser herrliche Vorzug gewährt uns nicht nur das Glück, auch abwesend unsern Freunden einen Theil der Vortheile unsrer Gegenwart zu schenken; er erstreckt sich auch über die Grenzen des Grabes hinaus, indem er uns in den Stand setzt, unsre Gefinnungen zu Monumenten für die Nachkommen zu machen.

Allein wie groß waren nicht, vor Erfindung des Papiers und der Buchdrucker-Kunst, die Schwierigkeiten bey dieser Mittheilung! Das Widerstreben oder die Vergänglichkeit des Stoffs, welchem man seine Worte anvertraute, machte es unmöglich, die Abschriften so zu vervielfältigen, daß unsre Gedanken und Bemerkungen dadurch einen allgemeinen Cours bekommen und der Vergessenheit hätten trotzen können — manche wichtige Uebersetzung, manche Sammlung der weisesten Erfahrungen, gieng in Einem Augenblicke auf immer für die Welt verloren. Die Erfindung der Buch-

druck

drucker-Kunst hat diese Unvollkommenheit gehoben; Nun kann jede nützliche Wahrheit zugleich Tausenden zu Theil werden, in tausend Köpfen den Keim zu neuen, fruchtbaren Nachforschungen entstehen machen; Man darf nicht in den Wissenschaften immer von unten her auf die Stufen ersteigen; der gute Kopf kann da anfangen, weiter zu arbeiten, wo ein anderer Mann von Genie, hundert Meilen entfernt von ihm, hundert Jahre vor seiner Zeit, stehen geblieben ist; Schnell geht nun die Austauschung neuer Ideen unter den Denkern aller Nationen von Statten; ein kühner, gewagter, dunkler Satz kann in kurzer Zeit, von einem Pol zum andern, vor dem Richterstuhle der Vernunft unzähllicher Gelehrten und Ungelehrten geprüft, berichtigt und erläutert werden, und keine nützliche Erfindung geht verloren, wenn sie einmal ist bekannt geworden.

Daß nun freylich auch ein Haufen von Irrthümern, Thorheiten und gefährlichen Lehren durch die Buchdruckerey verbreitet wird und schnelleren Cours bekömmt; ist schon oft als ein Einwurf gegen die Nützlichkeit dieser

Erfindung gebraucht worden; allein es würde nicht schwer werden, zu beweisen, daß die Summe der wirklich schädlichen Lügen und Märchen, welche durch mündliche Ueberlieferungen auf die Nachwelt gekommen, weit größer ist, wie die Menge der Unwahrheiten, welche durch den Weg der Presse unter die Menschen gebracht wird. Die Ueberlieferungen hüllen sich in das Gewand des Alterthums, oder gar einer heiligen Auctorität ein; Ohne Beweise, ohne historische und gelehrte Prüfung, ohne genaue Zergliederung, werden sie, gleich viel, ob verfälscht, oder nicht, aus den dunkeln Zeiten, aus denen uns keine andre Documente übrig geblieben sind, für Wahrheit angenommen. Keines gleichzeitigen Schriftstellers Werk widerlegt den Unsinn; und man ist froh, nur das glauben zu dürfen, was nach jenen mündlichen Erzählungen in spätern Zeiten ist niedergeschrieben worden, damit man wenigstens nicht ganz unwissend in der Geschichte des grauen Alterthums bleibe; Eine gedruckte Unwahrheit, ein gedruckter falscher Satz hingegen, kommt unzähligen Menschen vor Augen, die im Stande sind,

den

den Betrug eben so öffentlich zu bekämpfen und zu widerlegen; und wer dann noch schwach genug ist, gegen das Zeugniß und die Gründe verständiger Schriftsteller, von Vorurtheilen oder falscher Beredsamkeit irregeleitet, diesen Irrthum gegen die bessere Wahrheit zu vertauschen, an dessen Ueberzeugung und Aufklärung ist wenig gelegen — Doch, hiervon, nämlich von dem Schaden, den das Bücherschreiben stiften kann, in der Folge ein Mehreres! — Kehren wir zu Entwicklung des richtigen Begriffs von Schriftstellerey zurück!

Schriftstellerey ist also öffentliche Mittheilung der Gedanken; gedruckte Unterhaltung; laute Rede, an Jeden im Publico gerichtet, der sie hören will; Gespräch mit der Lesewelt; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, können wir die Rechte und Pflichten der Schriftsteller bestimmen.

Der, welcher ein Buch herausgibt, muß daher dieselben Vorrechte genießen, die jedem freyen Manne, der in einer großen Gesellschaft

redet, zu Statten kommen. Er muß, auf seine Verantwortung, ungezwungen seine Meinung über alles sagen dürfen, was die Menschheit interessirt. Jedermann hat ja auch die Freiheit, ihm zu antworten, ihm zu widerlegen. Daß ich sein Buch bezahlte, das giebt mir noch kein Befugniß, zu verlangen, daß in dem Buche Sätze stehn sollen, die mir unangenehm sind; ich bezahle nicht den Inhalt, sondern nur das Vehicul, durch welches mir seine Gedanken mitgetheilt werden — Muß ich mir doch gefallen lassen, kleine Unkosten daran zu wenden, wenn ich eine Gesellschaft besuchen will, wo ich manches unnützes Wort höre, ohne deswegen nachher denen eine Kostenrechnung machen zu dürfen, die mir Langeweile verursacht haben! Man vergleiche hiermit nicht den Schauspieler, den ich offenbar nur für die Art seiner Darstellung bezahle; folglich auch ein Recht habe, zu fordern, daß er hierinn etwas leiste, was des Geldes werth ist. Von jenem Privilegio aber nehme ich billig diejenigen Schriftsteller aus, welche durch pomphaste Ankündigungen und prahlerische Vorreden zu großen Erwartungen berechtigen, oder durch Uns-

ter:

Verzeichnung und Vorausbezahlung, indem sie Andre verbindlich machen, ihre Waare auf guten Glauben zu kaufen, natürlicherweise sich selbst dagegen die Verbindlichkeit auslegen, auch gute Waare zu liefern.

Es ist also ungerecht, einen Schriftsteller deswegen persönlich anzugreifen, weil nicht alles neu und wichtig ist, was er sagt. Auch Schwätzer duldet man in großen Gesellschaften; Sind sie gar zu langweilige Schwätzer; so braucht man ihnen nicht sein Ohr zu leihen. Dem schriftlichen Schwätzer kann man noch leichter ausweichen — wer zwingt mich, sein Buch durchzulesen? Es wird bald genug bekannt, was er geleistet hat und ferner zu leisten vermag. Dem aber, welcher uns angenehm und anständig unterhält, sind wir dann auch diejenige Gerechtigkeit und billige Behandlung schuldig, welche ein gesitteter gesellschaftlicher Ton fordert.

Es ist nicht alles unwandelbarer Grundsatz, was ein Schriftsteller vorträgt — Ist es doch uns auch in der gewöhnlichen mündlichen Unterhaltung nicht grade mit allem ein Ernst

Ernst, was wir sagen! Man wagt wohl hie und da ein Paradoxon, oder wirft einen Satz hin, von dessen Wahrheit man noch nicht ganz überzeugt ist, um Einwürfe und fremde Meinungen zu hören, damit man seine Ideen berichtigen könne.

Wer in einem großen Cirkel von Menschen verschiedner Stimmung redet, darf nicht immer die innigste Sprache seines Herzens hören lassen. Man kann es ihm und, also auch dem Schriftsteller, der sein Werk dem ganzen Publico vorlegt, nicht übel deuten, wenn er, nach Zeit und Umständen, den Ton annimmt, von welchem er sich am meisten Wirkung versprechen zu dürfen glaubt. Wir werden in der Folge sehen, wie weit diese Geschmeidigkeit, meiner Meinung nach, ausgedehnt werden dürfe.

Nun etwas von den Pflichten des Schriftstellers! Sie werden durch die beyden Umstände bestimmt, wodurch sich die gedruckte Unterredung von der mündlichen unterscheidet, nämlich: daß er nicht die Wahl hat, wer seine Rede hören soll, weil er nicht
in

in einer geschlossenen Gesellschaft redet, und daß sein Vortrag nicht bloß dem Ohre und dem Gedächtnisse Derer, zu welchen er redet, anvertrauet, sondern gedruckt und also ein bleibendes Monument wird. Hieraus folgt nun natürlich, daß, neben allen Pflichten, die jeder öffentliche Redner vor Augen haben muß, noch andre Verbindlichkeiten ihm besonders obliegen.

Ein Mann von Grundsätzen und gutem Tone drückt sich in einer großen gemischten Gesellschaft mit Sittsamkeit, mit Vorsicht, mit Bedacht, nicht nachlässig und nicht so aus, daß, was er sagt, nur von Wenigen verstanden werden, einzelne Personen kränken, beleidigen, beschimpfen, auf irgend eine Weise Kergerniß geben, oder Unglück stiften könne. Dasselbe kann man vom Schriftsteller fordern; und noch außerdem, weil seine Worte nicht wieder vergessen, sondern aufbewahrt werden, daß er sich selber und das Publicum genug respectire, um sich zu enthalten, ganz unnützes Zeug zu schwätzen, das des Aufbewahrens nicht werth ist.

Nach

Nach diesem Maaßstabe würden sich alle Pflichten des Schriftstellers bestimmen lassen; allein diese Pflichten sind, so viel ich es einsehen, nur juris imperfecti; (von unvollkommener Verbindlichkeit.) Ich glaube, daß der Staat weder gerecht handelt, noch wirklich Gutes stiftet, wenn er hierüber Zwangs-Gesetze giebt und dadurch den freyen Umlauf der Gedanken hemmt. Vielmehr müßte wohl jeder Schriftsteller auf seine Gefahr (das heißt, auf die Gefahr, von einzelnen beleidigten Personen gerichtlich belangt, oder von weisen Menschen widerlegt zu werden) schreiben dürfen, was ihm beliebt — Dies wird in den folgenden Blättern vielleicht noch genauet auseinandergesetzt werden; doch werde ich meine Meinung darüber für nichts anders ausgeben, als — für meine Meinung.

So viel im Allgemeinen von dem, was Schriftstellerey ist, was für Vorrechte sie hat und zu welchen Forderungen sie berechtigt! Bey den Betrachtungen über einzelne Zweige der Literatur werde ich es versuchen, besonders die Regeln anzugeben, welche auf diese allge-
meins

meinen Grundsätze gestützt seyn sollen; was bey ich aber nochmals erinnern muß, daß, da ich nicht die Absicht habe, ein vollständiges Handbuch der Aesthetik zu schreiben, man hier nur Bruchstücke erwarten darf.



III.

Von einigen nöthigen besondern Eigenschaften eines guten Schriftstellers.

Scribendi recte sapere est et principium, et fons, sagt Vater Horaz, und gewiß ist es, daß nur Der gut reden und schreiben könne, der richtig und klar denkt. Die tiefste Gelehrsamkeit und die ausgebreitetste Belesenheit sind noch nicht hinreichend, einen guten Schriftsteller zu bilden. Man kann viel wissen und doch nicht die Gabe haben, seine Kenntnisse Andern mitzutheilen. Hierzu gehört, neben der gehörigen Fertigkeit in der Sprache, in welcher man schreibt, vor allen Dingen eine gewisse lichtvolle Ordnung der Gedanken. Ja, die glänzendste Beredsamkeit, mögte sie auch auf einen Augenblick den Hörer oder Leser hinreißen, wirkt bey weitem nicht so viel auf Einsicht und Ueberzeugung, wie ein wenig geschmückter, aber gut geordneter

ter

ter Vortrag, der den Stempel einer gesunden, nicht verwirrten, ungetrübten Vernunft trägt. Man ist zuweilen betroffen über den ausgeteuten Beyfall, den gewisse Bücher erhalten, die dem Gelehrten und Kenner an innerm Gehalte wenig zu leisten scheinen; Man erstaunt über den Eingang, den gewisse Wahrheiten finden und über die Sensation, welche sie erwecken, indeß uns diese Wahrheiten von der alltäglichsten Art zu seyn dünken. Was ist es, das diese Wirkung hervorbringt, indeß Werke, voll tiefer Gelehrsamkeit und voll neuer, kühner Ideen, unbemerkt und ungenützt bleiben? Jene lichtvolle Darstellung ist es, welche Gegenständen, die man immer nur gewöhnt gewesen ist, verwirrt oder vernachlässigt vorgetragen zu hören, nun, durch eine planmäßige, helle Behandlung, neue Annehmlichkeit giebt. Man nennt das dann einen populären Vortrag und pflegt solchen Schriftstellern nur einen untergeordneten Rang anzuweisen, indem man den Mann, bey dessen Schriften man alle Aufmerksamkeit anstrengen muß, um den Sinn seiner dunkeln Sätze zu ergründen, den Faden, an den seine Ideen angereyht sind, nicht zu verlihren,

oder überall nur einen solchen Faden zu finden, für einen viel tiefern Denker hält — Aber wie oft übereilt man sich in diesem Urtheile! Viel mühsamer ist es zuweilen, so einfach zu schreiben, daß auch der Ungelehrteste im Stande sey, wenigstens den Maaßstab einer reinen Vernunft an unser Werk anzulegen, als verwirrte Begriffe hinter sesquipedalia verba zu verstecken. Man versuche es, manche jener erhabnen philosophischen Werke in eine Volks-Sprache zu übersetzen; und man wird sich wundern müssen, welchen ärmlichen Stoff man in seinen Händen sieht, wenn man ihn in hellem Lichte betrachtet! Denn das lasse man sich nur nicht einbilden, daß es irgend eine klare Wahrheit geben könne, die sich nicht dem Fassungs-Vermögen jedes vernünftigen, wengleich nicht gelehrten Mannes, anpassen ließe. Doch wird man begreifen, daß ich hier nur von der Verständlichkeit des Vortrags, nicht aber von richtiger Beurtheilung solcher wissenschaftlichen Gegenstände rede, die Vorkenntnisse erfordern.

Selbst hell, richtig und ordentlich zu denken, ist also ein Haupt-Erforderniß, wenn man
 Uns

Andre belehren und überzeugen will; allein so
 gewiß dies ein Geschenk der Natur zu seyn
 scheint; so wenig kann man leugnen, daß man
 durch Uebung diese Gabe vermehren könne. Je
 fleißiger man sich gewöhnt, über Gegenstände
 nachzuspinnen und diese Gedanken, um sie An-
 dern mitzutheilen, in einen gewissen Plan zu
 bringen; desto größer wird die Fertigkeit im sys-
 tematischen Denken und in jenem klaren Vor-
 trage. Es geht damit, wie mit dem Talente,
 öffentlich in großen Versammlungen gut zu res-
 den, das man in Ländern, wie in England, wo
 mehr Gelegenheit zu der Uebung in dieser Kunst
 ist, reichlicher ausgeübt findet, wie in andern,
 obgleich es voreilig geurtheilt seyn würde, wenn
 man darum behaupten wollte, die Engländer
 seyen Alle von Natur bessere Redner und hellere
 Köpfe. Daher kommt es, daß Schriftsteller,
 die durch ihre ersten Erscheinungen in der liter-
 rarischen Welt nicht viel Aufsehen erregt haben,
 zuweilen durch ihre spätern Werke sich so viel
 Ruhm erwerben. Die größere Vertraulichkeit,
 die man sich mit dem Genius und mit dem Mes-
 chanismus der Sprache durch Uebung erwirbt,
 trägt dann auch mit dazu bey. Mancher, mit

allen Kenntnissen ausgeschmückter, heller und wohlgeordneter Kopf ist oft bloß aus Mangel an dieser Übung nicht im Stande, sich deutlich mitzutheilen. Es fehlt ihm entweder der nöthige Reichthum an Wörtern und passenden Ausdrücken, oder die Kunst, diese harmonisch, gefällig und mit Anmuth zu ordnen.

Daß die zweite unentbehrliche Eigenschaft eines guten Schriftstellers die seyn müsse, daß er dem Gegenstande, den er bearbeiten will, gewachsen sey, versteht sich wohl von selber. Es ist nicht genug, daß wir die Gabe besitzen, unsre Kenntnisse gut zu ordnen und deutlich mitzutheilen; diese Kenntnisse müssen auch Werth haben; sie müssen nicht unvollkommen, oder von der alltäglichen Art seyn, sonst sind sie der Mühe des öffentlichen Vortrags unwürdig. Ich würde hinzusetzen, daß sie auch wahr seyn müßten; allein da die Begriffe der Menschen über Wahrheit sehr verschieden sind; so kann man mit Recht von einem Schriftsteller nichts mehr fordern, als daß er selbst glaube, und zu beweisen suche, was er sagt, (ist so fern nicht sein Vortrag bloß für Ironie; oder

oder für gewagte Zweifel und Paradoxe zur Prüfung und Erforschung des wahren, angesehen werden muß.) In Werken, wo es nicht auf Mittheilung wissenschaftlicher Kenntnisse, sondern auf angenehme, nützliche Unterhaltung, oder auf die Kunst der Darstellung ankommt, muß der Verfasser, wenn man glauben soll, daß er diesem Gegenstande gewachsen sey, das Fach zu bearbeiten verstehn, an welches er sich wagt, folglich mit den Regeln des Schönen und den daraus gezogenen Vorschriften der Kunst vertrauet seyn. Ein Gedicht, in reinem Teutsch geschrieben und voll klarer und nützlicher Wahrheiten, ist darum noch kein gutes Gedicht; und ein Roman, voll Seelenkunde, Welt- und Menschenkenntniß, als Kunstwerk betrachtet, darum noch kein Meisterstück.

Darf man aber von einem guten Schriftsteller fordern, daß er sich in seinen Werken nie widerspreche? Diese Frage will ich jetzt zu beantworten suchen. Man zeige mir den glücklichen Menschen in der Welt, der sein ganzes Leben hindurch über jeden wichtigen

und unwichtigen, einfachen und vertrockneten Gegenstand, als Jüngling; als Mann und als Greis, immer dieselbe richtige Meinung gehegt; Man zeige mir den vorsichtigen Menschen, der diesen Wankelmuth in seinen Grundsätzen nie bey gesellschaftlichen Gesprächen geäußert hätte! Und wir sollten Dem, welcher schriftlich mit uns redet, nicht auch die Freyheit einräumen, seine Gesinnungen, nach Zeit und Erfahrung, zu ändern und seine Ideen zu berichtigen? Das wäre in der That ungerecht. Allein dreyerley muß doch wohl der gute Schriftsteller vermeiden, wenn ihm die allgemeine Richtung nicht gleichgültig ist: zuerst, daß er plötzlich seine Hauptgrundsätze für die entgegengesetzten vertausche, oder sich wie den eifrigsten Feind eines Systems zeige, zu dessen warmer Vertheidigung er ehemals alle seine Talente verwendet und alle Künste der Beredsamkeit aufgebothen hatte. Je größer der Name wäre, den er sich durch diese erworben hätte, um desto größer würde nachher der Unwillen des Publicums gegen ihn werden. Verachtung müßte den Mann treffen, der sich öffentlich heute wie den freymüthigsten Demokrat, morgen wie den niedrigsten Despoten:

Schmeichs

Schmeichler, heute als thätigen Beförderer der Aufklärung zeigte, und morgen mit den verworrensten Menschen gemeinschaftliche Sache machte, um Diejenigen zu verfolgen, welche einer vernünftigen Freiheit im Denken das Wort redeten. Ein verständiger Mann bekennt über Gegenstände, die der ganzen Menschheit wichtig sind, nicht eher öffentlich seine Meinung, als bis er sie gehörig geprüft hat. Nöthigen ihn nachher politische Rücksichten, Zwang, oder Regeln der Vorsichtigkeit, zu schweigen; so muß doch nichts in der Welt ihn vermögen können, das zu widerrufen, was Kopf und Herz heimlich für Wahrheit erkennen.

Ferner kann man von einem guten Schriftsteller erwarten, daß er auch da, wo nicht von gänzlicher Verleugnung seiner Hauptgrundsätze die Rede ist, dennoch nicht auf einmal den Plan verlasse, nach welchem er auf das Publikum zu wirken gesucht hat, so daß man denselben Mann, dessen Schriften einst überspannte, hohe Gefühle für Religion und Tugend athmeten, nun plötzlich wie einen Sängler der Wollust, wie einen Spötter und wie einen Verbreiter der bez

quemsten Moral und Philosophie auftreten sieht.

Endlich auch wird der gute Schriftsteller, wenn reifere Jahre, Nachdenken und Erfahrungen seine ehemaligen Irrthümer berichtigen und die Meinungen, zu welchen er sich vor Zeiten öffentlich bekannt, verändern, es für Pflicht halten, auch eben so öffentlich, jedoch mit Anführung der Gründe, die ihn überzeugt haben, jenen Irrthum zu gestehn.

Eine andre Haupt-Eigenschaft des guten Schriftstellers ist ohne Zweifel Bescheidenheit. Je weiter man in Erkenntniß der Wahrheit kömmt, je fleißiger man seine Geistesgaben ausbildet, kurz! je weiser, gelehrter, tugendhafter und gebildeter man wird; um desto mehr sieht man ein, wie groß noch der Weg ist, den man zum Ziele menschlicher Vollkommenheit vor sich hat, desto mistrauischer wird man gegen seine eignen Einsichten, desto dulrender gegen die Meinungen Anderer. Das Gegentheil ist ein sichres Kennzeichen der Unwissenheit. Nichts demswürdig, wenn nicht empörend, ist daher
die

die Unbescheidenheit einiger unser neuer Schriftsteller, die über die wichtigsten Gegenstände entscheidende Urtheile fällen; die größten Männer in und ausser ihrem Vaterlande, als wären diese ihre Schüler, belehren; ohne vielleicht je über die Grenzen ihres kleinen Vaterlandes hinausgeschritten zu seyn; ohne je einen Blick in die Cabinette gethan, ohne durch Übung in Staats-Geschäften und durch den genauern Umgang mit den Großen die feinen, verdeckten Triebfedern des politischen Uhrwerks kennen gelernt zu haben; ohne geläuterte Welt-Menschen- und Seelenkunde; ohne Scharfblick und gesunde Denkkraft, ganzen Völkern und deren Vorstehern Verhaltens-Regeln geben; Staats-Verfassungen critiquiren; philosophische Systeme über den Haufen werfen; mit Verachtung von den größten Köpfen unsers Zeitalters reden und sie der Unwissenheit beschuldigen; ihre eignen Schriften, wie symbolische Bücher, ihre unrcifen Urtheile in Journalen, wie Machsprüche der höchsten Instanz, citiren und Zurechtweisungen nennen — Solche Unbescheidenheit, sage ich, erregt Mitleiden und Unwillen: aber kein guter Schriftsteller wird sich ihrer schuldig machen.

In einem verzeihlichern, nicht so groben Fehler gegen die Bescheidenheit aber fallen manche, sonst achtungswerthe Schriftsteller durch Eitelkeit, die sich auf mancherley Weise äussert und oft selbst durch das Gewand der Demuth hindurchschimmert. Der Eine kann nicht unterlassen, in der Vorrede zu dem zweyten Theile seines Buchs des großen Beyfalls Erwähnung zu thun, womit der erste sey aufgenommen worden; der Andre kündigt sein neues Werk in einem Tone an, als sey entweder noch nie ein ähnliches in der Welt zum Vorschein gekommen, oder als sey es, um die Erwartung der Leser auf's Höchste zu spannen, genug, ihnen zu sagen, daß Er, ja! Er selbst, dies Werk unternommen habe. Ein Dritter sucht eine Ehre darinn, sich der Freundschaft solcher Gelehrten zu rühmen, die Ruf haben. „Mein vieljähriger Freund, der Herr A.; mein verehrtester Freund B.“ heisst es dann bey jeder Gelegenheit; aber solche Künste, durch welche man sich ein Ansehen geben will, sind eines Schriftstellers von wahrem Verdienste unwerth. Noch unverständiger ist das Pochen auf Fürsten: Beyfall und auf erhaltene gnädige Handschriften.

Es giebt Fürsten, die, obgleich sie mit den hohen Tugenden, welche man mit Recht von ihnen erwarten kann, die größten Kenntnisse in der practischen Regierungskunst, im Kriegswesen und in andern Fächern verbinden, dennoch in der literarischen Welt nur für sehr incompetent Richter gelten können, so daß oft der Ausspruch des unbedeutendsten Gelehrten vom Handwerke, in seinem Fache ein größeres Gewicht haben muß, wie der Beyfall, oder Tadel des größten Monarchen. Und wäre denn auch der Fürst zugleich ein großer Literator; so bliebe seine Stimme doch nur die, eines einzelnen Mannes, könnte nichts entscheiden, und wenigstens nicht durch die Geburt Desjenigen, der sie gegeben, mehr Gewicht erhalten. Zudem weiß man ja, daß die Fürsten fast jede Stunde des Tages den Staatsgeschäften und dem Wohl ihrer Unterthanen widmen, folglich selten Zeit übrig haben, ein Buch gänzlich durchzulesen. Ein höflicher Brief aber ist leicht geschrieben, kostet nichts und wird von der Eitelkeit höher gehalten, wie baare, ächte Münze. Ein sauber eingebundnes Exemplar eines Buchs, das nicht, durch sein schweres Gewicht, zu viel teutsche

Vollt

Vollständigkeit anzukündigen scheint, von einem
 Verfasser, der als Schriftsteller nicht ganz unbes-
 kannt ist und in dem Rufe steht, allenfalls für
 ein freundliches, die Eitelkeit kitzelndes Wort,
 ein Loblied auf der Posaune zu blasen und, nach
 Zeit und Umständen, gewisse Grundsätze in
 Cours zu setzen, oder zu erhalten; ein solches
 Exemplar, durch diplomatische oder Garderobens-
 Hände überreicht und begleitet von einem des-
 wärtigen kurzen Briefe, worinn so allerley von
 großen, unsterblichen Thaten, zum Wohl der
 Völker, zum Flor der Künste und Wissenschaft-
 ren steht, hat schon oft den Händen der Großen
 schmeichelhafte Handschreiben, auch wohl Ge-
 schenke und Ehrenzeichen entlockt. Es mag
 wohl seyn, daß der blasse Neid aus mir redet,
 der ich daran verzweifle, je zu einer solchen Ehre
 zu gelangen; aber, ich muß es gestehn, mir
 kömmt es immer vor, als wenn diese Art, sei-
 nen Werken Beyfall zu erwerben, einem guten
 Schriftsteller und einem Manne von Grunds-
 sätzen nicht ziemte.

Noch offenbart sich eine, nicht zu billi-
 gende schriftstellerische Eitelkeit dadurch, daß
 man

man keine Art von bescheidner Critic geduldig erträgt, sondern jeden kleinen Tadel bösen Absichten zuschreibt.

Endlich erkenne ich den übertriebenen typographischen Aufwand, wenn der Schriftsteller selbst von seinem Verleger verlangt, daß seine Schriften mit solchem äussern Glanze in die Welt treten sollen, für ein Zeichen großer Eitelkeit. Ein leeres Geschwätz, auf schönes Schweizer Papier abgedruckt, ist darum nicht minder leeres Geschwätz und ein unbedeutendes, langweiliges Buch, voll elender Grundsätze, entgeht darum doch nicht seinem Schicksale. Ist das Papier nicht weich genug zur Maculatur, oder zu anderm Gebrauche; so muß es sich vielleicht unter den Fingern des Buchbinders zu Umschlägen um bessere Werke krümmen; und eine Gesellschaft verständiger Männer wird um so erbitterter auf einen matten Schwätzer, je festlicher, reicher und bunter der Anzug gewesen ist, in welchem er sich der Versammlung aufgedrängt und aller Augen auf sich gezogen hat.

Noch eine Haupt-Eigenschaft guter Schriftsteller ist die Beybehaltung eines feinen, gesitt-

gesitteten Tons. Man kann populär schreiben, ohne in das Pöbelhafte zu fallen; deutlich, ohne platt; derbe, ohne plump; muthwillig, ohne frech zu werden; Man kann mit Wärme eifern, ohne zu toben; Man muß sich hüten, Privat-Leidenſchaft hervorsprudeln zu laſſen, da, wo nur der mächtige Strom der Wahrheit rein und majestädtiſch dahinfließen ſollte; Man darf kühne Sätze wagen; aber nicht im Tone der Berwegenheit und des Trozes; Man kann Thorheiten und Laſter muthig angreifen, ohne zu beſchimpfen, mit der Geißel der Satyre züchtigen, ohne den moralischen Character anzutaſten und umgekehrt moralische Ungeheuer darſtellen, ohne perſönliche Bezeichnung.

Nun komme ich zu Beantwortung der Fragen: ob man das Recht habe, von einem guten Schriftſteller zu fordern, daß er in ſeinem perſönlichen Umgange geiſtreicher, wißiger und unterhaltender, wie andre Menſchen, ſeyn ſolle; ob man ſeinen moralischen Character nach ſeinen Schriften beurtheilen dürfe und endlich: ob man billigerweiſe verlangen könne, daß er in ſeinem Lebenswandel den Grundſätzen

ge=

gemäß handle, die er öffentlich gelehrt habe? Wir wollen diese Aufgaben, der Reihe nach, untersuchen.

Es giebt Menschen, die, wenn sie, aus Eitelkeit, um für schöne Geister zu gelten, oder aus Langerweile, einen Schriftsteller zu sich eingeladen haben, nun verlangen, daß Dieser, zur Dankbarkeit für eine solche Auszeichnung und für ein Paar verbindliche Lobes- Erhebungen, womit sie ihn erröthen gemacht haben, (wenn er noch roth werden kann) die Rolle des Spaßmachers vor ihnen und ihrer Gesellschaft spielen soll. Andre, die Wissenschaften wirklich hochachtende Leute, denken sich ernstlich unter einem guten Schriftsteller ein Wesen höherer Art, das, wenn es ihnen durch seine Schriften glückliche und lehrreiche Stunden gemacht hat, nun auch im Umgange nichts wie Weisheit oder Wiß athmen, kein gemeines Wort sagen und keine schwache Seite zeigen dürfe. Sind sie nun endlich so glücklich gewesen, den Mann, nach dessen Bekanntschaft sie sich so lange gesehnt haben, von Angesicht zu Angesicht zu schaun und er entspricht ihrem Ideale nicht;

so rächen sie sich deswegen an dem armen
 Schriftsteller dadurch, daß sie ihn auf alle Weise
 verkleinern und Jedem sagen: es sey derselbe der
 Mann nicht, für den die meisten Leute ihn
 hielten. Das ist gewiß sehr ungerecht; nicht
 nur deswegen, weil Der, welcher über Eine Sac-
 che verständig und gut redet, deswegen noch
 nicht von allen Gegenständen eben so unterrich-
 tend und angenehm plaudern und wenn er ein-
 mal zu einer lebhaften und lehrreichen Unters-
 haltung gestimmt ist, es darum doch nicht im-
 mer seyn kann; sondern auch weil es sehr mög-
 lich ist, daß man für sich allein, ohne Zerstreus-
 ung, Gedanken und Wendungen finde, die
 man in Gesellschaft, aus Mangel an Gegen-
 wart des Geistes, aus Schüchternheit, oder
 aus irgend einer andern Ursache, vergebens an
 einander zu reyn sucht und daher vielleicht
 über einen Gegenstand, der uns nicht fremd
 ist, der sogar ganz in unser Fach schlägt, sich
 sehr schief, unbestimmt und unrichtig ausdrückt.

Nun zur zweyten Frage! Ein angenehmer,
 weltkluger Mann zeigt sich in Gesellschaft gern
 von der besten Seite und wird sich in Acht neh-
 men,

men, Gespräche zu führen, die ein nachtheiliges Licht auf seinen Character werfen könnten. So auch, in noch höhern Grade, der Schriftsteller, der wieder austreichen kann, was er vielleicht in Uebereilung geschrieben hat, ehe es gedruckt wird. Ein Schriftsteller indessen, der sich oft mit dem Publico unterhält, wird dadurch ein alter Bekannter von ihm; Gegen alte Bekannte ist man zuletzt nicht mehr so streng auf seiner Hut; man zeigt kleine Blößen, giebt aber auch Gelegenheit, daß manche Tugenden in uns bewährt gefunden werden, wenn die Leute sehen, daß man sich in Hauptsachen nie widerspricht, und daß gewisse Grundsätze doch wohl tief in das Herz geprägt seyn müssen, weil man sich bey jeder Gelegenheit darauf stützt, bey jeder ungesuchten Veranlassung mit Wärme für diese Grundsätze streitet — Daß darum diese Grundsätze immer in Handlungen übergehn und der Schriftsteller stets grade so rein, so schön die Tugend ausüben sollte, die er von ganzem Herzen tren und redlich empfiehlt, folgt daraus aber noch nicht. Er ist und bleibt ein Mensch, den Leidenschaften und Begierden überraschen und irreleiten können. Es ist daher sehr möglich,

E

daß

daß ein Mann in den Augenblicken der ruhigen Ueberlegung, wenn der Sturm jener Leidenschaften schweigt, ein Herz voll hoher Tugenden auf dem Papiere entfaltet und dennoch in seinen Handlungen sich sehr erniedrigender Laster schuldig machen kann. Endlich giebt es auch ausgelernte Heuchler, die ihr Leben hindurch Tugend und Religion im Munde führen und dennoch tiefe Bosheit im Herzen hegen.

Allein — und das betrifft die dritte Frage — ich glaube, daß Jeder seine Moralität selbst zu verantworten habe. Meine Freunde wähle ich mir unter den Geprüftesten; allein in großen Gesellschaften ist mir Jeder willkommen, dessen Unterhaltung angenehm, gesittet und lehrreich ist. Die Wahrheit, welche der Schriftsteller lehrt, wenn sie mit Gründen unterstützt wird, denen man seine Ueberzeugung nicht versagen kann, verliert nichts dadurch, bleibt darum nicht weniger heilig und das Verdienst, sie mit Eifer gepredigt zu haben, ist immer groß und des Danks werth, wenn auch der Mann, aus dessen Munde oder Feder sie hervorgeht, ein heimlicher Bösewicht seyn sollte. Nur der
hoch

hoch gespannte Enthusiasmus unsrer Zeiten kann einen Menschen, wie Voltaire war, zu einem Heiligen erheben. Sein unmoralischer Character ist ja bey so viel Gelegenheiten sichtbar geworden. Es muß jedermann in die Augen fallen, daß es ihm, selbst bey Ausbreitung der edelsten Grundsätze, nie um das Wohl der Menschheit, die er zu lieben unfähig war, zu thun gewesen, daß selbst bey seinen wohlthätigsten Handlungen Eitelkeit und Egoismus allein ihn geleitet haben; aber darum bleibt doch sein Verdienst um die Wahrheit nicht weniger unverkennbar und des Dankes der spätesten Nachwelt würdig — Wenn nur das Gute in der Welt geschieht; so ist es wahrlich für das Allgemeine ziemlich einerley, durch wen es geschieht. Ich wünschte aber nicht, daß man dies traurige Privilegium der mündlichen und schriftlichen Sprecher auch auf den geistlichen Kanzelredner ausdehnte. Diesen verbindet sein Amt, zu dessen Pflichten offenbar auch die strengste practische Moral gehört, die Wahrheit der Lehre durch sein Beyspiel zu bestätigen; Schriftstellerey aber ist kein besondrer Stand, kein Amt in der bürgerlichen Gesellschaft; sie ist freywillige Un-

terredung mit der Lesewelt, wie ich oben gesagt habe.

Zum Schlusse dieses Abschnittes wollen wir überlegen, in wie fern man von einem guten Schriftsteller fordern könne, daß er an seinen Schriften feile, um ihnen den möglich höchsten Grad der Vollkommenheit und Schönheit zu geben.

Man erwartet von jedem verständigen Manne, daß, wenn er an einem Orte redet, wo Viele ihm aufmerksam zuhören, er vorher überlege, was er sprechen und wie er sich ausdrücken will, und daß er nach Befinden, manchen Gedanken, der ihm durch den Kopf läuft, so wie manchen Ausdruck zurücknehme, wovon er glauben kann, daß er die öffentliche Prüfung nicht aushalten dürfte, oder der Würde der Versammlung nicht angemessen wäre. Dasselbe kann man in noch höherm Grade von einem guten Schriftsteller fordern. Es betreffen aber die Verbesserungen, welche dieser mit seinen Werken vornehmen kann, entweder den Inhalt derselben, oder die Weise der Darstellung, oder die

die Schreibart; Ueber jeden dieser Punkte will ich einige Bemerkungen wagen.

Fast nie kömmt etwas dabey heraus, wenn man seine Arbeiten Andern zur Prüfung und Verbesserung vorlegt. Der Freund ist entweder aus Bescheidenheit nicht aufrichtig, nicht strenge genug, oder er tritt zu viel daran, weil er sich nicht gehörig in die Manier des Verfassers hineindenkt, sondern sich selber an seine Stelle setzt und ein Buch daraus machen will, wie Er es würde geschrieben haben. Wird es nun nach seiner Weise ungeändert; so entsteht ein buntschickiges Ding, welches weniger Wirkung macht, wie der erste Aufsatz, mit allen seinen Fehlern. Die schriftstellerische Eitelkeit wird dann auch leicht gekränkt; man glaubt den Andern von Vorurtheilen eingenommen und folgt seinen Winken nicht. Gewöhnlich fragt man, wenn es zu spät ist, wenn das ganze Werk vollendet daliegt und, ohne die Ordnung des Ganzen in allen seinen Theilen zu zerstören, nicht mehr umzuändern ist. In dessen bin ich weit entfernt, es zu tadeln, daß man bey seinen literarischen Arbeiten, besonders

da, wo leicht irgend eine Leidenschaft die Feder irrgelitet haben könnte, den Rath verständiger Kenner und Kaltblütiger, unpartheyischer Freunde zu Hülfe nehme. Hat man dann die Geduld, ihre Bemerkungen aufzuzeichnen und sein Werk eine Zeitlang liegen zu lassen, bis etwa die kleine Empfindlichkeit über den Tadel verdraucht und die erste Vater: Freude lauter geworden ist; so nützt ein sonst nicht gar zu sehr von sich eingenommener Tutor zuweilen jene Bemerkungen mit großem Vortheile und dankt in seinem Herzen dem guten Manne, der ihn von einer Thorheit abgehalten hat. Die nöthige Art der Ausfeilung ist indessen doch immer die, welche der Schriftsteller selbst mit seinem Werke vornimmt.

In den Jünglings: Jahren sollte man keine große Werke, besonders philosophischen Inhalts, und keine wissenschaftliche Systeme schreiben. Hat man sich aber dazu verleiten lassen; so rathe ich, sie nicht früher, wie im männlichen Alter herauszugeben. Es ist zuverlässig, daß man in dieser reifern Periode auf alle Weise unzufrieden mit der jugendlichen Arbeit seyn wird, sowohl, was den Inhalt, als was die Ord-

Ordnung der Gedanken, die Art der Darstellung und den Styl betrifft. Werke der leichteren Phantasie hingegen und fast alle Gattungen poetischer Fictionen gedeihen besser in jenen glücklichen Frühlingstagen; Ich möchte nicht, daß jeder Jüngling von Genie und Talenten seine Arbeiten von der Art zurücklegte, um einst im männlichen Alter mit kaltem Blute daran zu sicken und in dies leichte Gewebe seine schwereren Maximen und Maximeuten hineinzuswürfen.

Zu viel Feile und ängstliche Ausarbeitung schadet manchen Werken des Geschmacks; Sie werden dadurch nicht selten kleinlich, weitschweifig, verlieren an Kraft und Schwung, indem man bey kaltem Blute sehr geneigt ist, zu sehr in das Detail zu arbeiten und der Einbildungskraft des Lesers nichts zu überlassen. Ueberhaupt giebt es Bücher, die bey kaltem Blute weder geschrieben, noch gelesen werden und einzelne Stellen in Gedichten, die, wie die Nebenparthien in gewissen Gemälden, ohne Nachtheil für die allgemeine Wirkung, nie ganz ausgegemalt, sondern nur leicht hingeworfen, angedeutet werden müssen.

Allein diese Bemerkungen betreffen doch hauptsächlich nur den Inhalt und die Darstellung. In Reinigkeit der Schreibart, an Grazie und Harmonie der Diction, an Würde und Bestimmtheit des Ausdrucks kann fast nie genug gefeilt werden. Indessen bedarf es überhaupt zur sorgsamten Ausarbeitung literarischer Werke nicht grade einer langen Zeit, wenn man es damit nur gehörig anzugreifen weiß; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn auch manche Dichtschreiber sehr vollendete Werke liefern. Ich werde es wagen, hier einige kleine Regeln vorzuschlagen, welche die Arbeit ungemein erleichtern.

Wenn man sich vorgenommen hat, über einen Gegenstand zu schreiben; so beschäftige man sich viel mit Nachdenken darüber; Man erhalte sich ihn immer gegenwärtig; Auf Spaziergängen, in schlaflosen nächtlichen Stunden und überhaupt, wo man irgend Muße dazu hat, betrachte man einen solchen Gegenstand von allen Seiten und in allen seinen Theilen! Man bringe dies in Gedanken in eine gewisse Ordnung, in ein System, in richtigen Zusammenhang!

hang! Man sammle Materialien, werse sie, um
 seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, mit
 kurzen Worten auf's Papier und numerire diese
 Bemerkungen, diese Fingerzeige, diese Geburten
 des Augenblicks, diese glücklichen Einfälle, die
 vielleicht nicht so gut wiederkommen! Hat man
 das eine Zeitlang hindurch getrieben; so wird
 bald alles sich zu diesem Werke im Kopfe ordnen
 und man fühlt, daß es wirklich schon vollendet
 ist, noch ehe man einen Federstrich an der Aus-
 arbeitung gemacht hat. Will man nun die Ar-
 beit zu Ende bringen; so nehme man seine Dic-
 taten vor Augen, entwerfe ein Gerippe des
 Ganzen, schreibe bey jedes Glied desselben die
 Nummern und Dictaten, die dahin gehören und
 arbeite die einzelnen Theile aus — nicht zu viel
 auf einmal, um nicht zu ermüden und nachlässig
 zu werden! Was fertig geworden ist, lese
 man nicht gleich, sondern einige Stunden nach-
 her ohne Zerstreung durch und verbessere,
 was uns unbestimmt, unpassend und nicht gut
 gesagt dünkt! Man schreibe nicht mehr, wie un-
 gefehr die Arbeit eines Tages beträgt, auf ein-
 mal in's Meinc! Während des Abschreibens
 wird uns abermals manche Verbesserung einfallen

len. Das Abgeschriebene lese man wiederum mit Aufmerksamkeit durch und zuletzt — das ist eine höchst nothwendige Sache, um noch manchen Uebellaut, manche Kakophonie, manche Ungehörigkeit im Style auszumerzen — lasse man sich's laut vorlesen! Wer endlich noch die Correctur seines Werks, wenn es gedruckt wird, selbst übernimmt, kann auch da noch die letzte Hand anlegen. Auf diese Weise vermag man viel und doch gut zu schreiben, ja! mehrere Werke zugleich zu vollenden, und kein Gedanke geht verloren.

Hier sehe ich Manchen höhniſch über mein Recipe zum Büchermachen lächeln; allein Diejenigen werden mich verstehen, welche wissen, daß auch mit den herrlichsten Gaben und den gründlichsten Kenntnissen, ohne eine gewisse Ordnung, wenig auszurichten ist, und daß oft die vortreflichſten Werke, aus Vernachlässigung solcher mechanischen Hülfsmittel, unvollendet liegen bleiben. In den fruchtbarsten Augenblicken, wo dem Schriftsteller sich die glücklichen Gedanken aufdrängen, hat er nicht grade Muße und Lust, an die Arbeit zu gehn; und zu einer

aus

andern Zeit, wenn er sich an seinen Schreibtisch setzt, fallen ihm jene schöne Ideen nicht wieder im Zusammenhange ein. — Was würden erst die Spötter sagen, wenn ein Poet sie in die Geheimnisse seiner Kunst einweyhet und sie das Cabinet manches sehr großen Dichters mit aufgehängten Klein: Täflein tapezirt sähen?

So viel über das Feilen an den literarischen Producten; und nun nur noch Eine Bemerkung! Oft wird die Aufmerksamkeit des Publicums eine Zeitlang auf einen einzelnen Gegenstand geheftet; sey es nun, daß eine außerordentliche politische oder andre Begebenheit die Köpfe beschäftigt, oder daß eine sonderbare literarische Erscheinung, ein neues System, ein Streit zwischen zwey Gelehrten von Bedeutung, Aufsehn erregt. Bey solchen Gelegenheiten fühlt so Mäñcher: Beruf, seine Stimme zu geben, etwas zur Erläuterung der Wahrheit beyzutragen, ja! es kann ihm Bedürfnis scheinen, in diesen Augenblicken als Schriftsteller aufzutreten, um ein Ueberhand nehmendes Vorurtheil zu bekämpfen, einem einreißenden Mißbrauche zu steuern, einer Thorheit, einem Unglücke

glücke

glücke in der gelehrten, sittlichen, oder politischen Welt, wenn nicht vorzubringen, doch davor zu warnen, darauf aufmerksam zu machen. Solche Schriften aber: verkehren, nach einem kurzen Zeitraume, wenn die Umstände sich verändert haben, ihren Werth; ein Theil desselben beruht bloß darauf, daß sie in dem rechten Augenblicke erscheinen. Von dergleichen Schriften also, die gar nicht bestimmt sind, auf die Nachwelt zu kommen, einen hohen Grad von Ausfeilung zu verlangen, hiesse ungerecht seyn. Ueberhaupt aber kann man es heut zu Tage wohl manchem Schriftsteller vergeben, wenn er ein wenig mit Herausgabe seiner literarischen Producte, besonders im Fache der schönen Wissenschaften und Künste, eilt, da der Geschmack des Publicums so äußerst veränderlich ist; daß, wenn er ein Gedicht, ein Schauspiel, einen Roman, oder eine musicalische Composition, nur einige Jahre liegen läßt, Gegenstand, Sprache, Ton und Art der Behandlung gänzlich aus der Mode kommen. Man wird dies leicht verstehen, wenn man sich nur die Mühe geben will, die Verzeichnisse der Theaterstücke nachzulesen, die auf unsern teutschen Bühnen
gege:

gegeben werden und man dann sieht, in welchem Verhältnisse die Vorstellungen eines Meisters werks von Lessing mit den häufigen Wiederholungen unsrer tollen Ritter- und Spectakel Stücke stehen. Indessen behalten freylich Werke von Bedeutung und ächtem Gepräge in jedem Zeitalter ihren Werth, und früh oder spät kehrt das irregeleitete Publicum, mit Bewunderung und Dankbarkeit wieder zu ihnen zurück.

IV.

Ueber des Schriftstellers Beruf, Freyheit, Einfluß, Ruhm, Beyfall und äussere Ehre.

Beruf zum Schriftsteller hat Jeder, der etwas nicht Alltägliches, nicht allgemein Bekanntes, etwas Nützliches zur Belehrung oder Warnung, etwas dem Bedürfnisse der Zeiten Angemessenes, oder auch nur etwas unschädlich angenehmen Unterhaltendes, Jeder der etwas zu sagen weiß, das frommt, wodurch Tugend und Weisheit befördert, Wärme für das Gute erregt und unterhalten, Trost und unschuldige Freude verbreitet werden können. Ja! es kann Pflicht seyn, für den Staats- und Weltbürger, laut über Gegenstände seine Stimme zu geben, die das Wohl des Landes, in welchem er lebt, oder gar der ganzen Menschheit betreffen. Nicht Jeder, der dazu Kenntnisse, Talente

lente

leute und guten Willen hat, steht, seinen bürgerlichen Verhältnissen nach, an einem Platze, wo er auf andre Weise gehört wird, auf andre Weise zum allgemeinen Besten wirksam zu seyn vermag; Als Schriftsteller aber wird er sich vielleicht den Weg zu den Ohren Derer bahnen, die helfen können; ohne äussere Macht die Cabalen der mächtigsten Feinde und Verächter der Wahrheit zu Schande machen.

Niemand aber hat Veruf, Dinge laut auszurufen, die anständiger und zweckmäßiger nur Wenigen gesagt werden, die einzelnes Unheil stiften können, ohne im Allgemeinen Gutes zu bewirken; Niemand hat Veruf, das Vertrauen guter Menschen zu missbrauchen; öffentlich aufzudecken, was der vorsichtige und redliche Mann lieber nicht wissen, viel weniger bekanntmachen möchte; noch vor das Tribunal des Publicums zu ziehn, was nur vor den Nichtstuhl des Hausvaters oder der gesetzmäßigen Obrigkeit gehört, so lange Diese ihm nicht Ohr und Gerechtigkeit verweigert.

Allein ich kann mich nicht enthalten, zu glauben, daß man es dem Gewissen und der
 eig:

eigenen Verantwortung des Schriftstellers überlassen müsse, in wie fern er seines Berufs, seiner Rechte und seiner Pflichten eingedenk seyn wolle. Ueberschreitet er die Grenzen, welche diese ihm setzen; so kann jeder Einzelne, den er getränkt hat, oder seine Obrigkeit selbst, ihn zur Rechenschaft ziehen; ob es aber billig und nützlich sey, ihm vorher die Hände zu binden; das ist eine andre, nicht so leicht zu beantwortende Frage: ob die Einschränkung der Preß-Freyheit nicht größern Nachtheil stiften könne, wie der Misbrauch derselben? Ohne mich zu vermessen, hierüber ein entscheidendes Urtheil zu fällen, werde ich es wagen, nur einige Bemerkungen über diesen Gegenstand den Lesern zur Prüfung vorzulegen.

Die Censur aller Werke, die gedruckt werden sollen, der Willkühr einzelner Männer zu überlassen, heißt einzelne Männer zu Richtern über die allgemeine und Privat-Meinung machen, heißt das ganze Gebiet der Wahrheit, oder vielmehr die Circulation derselben in einem Lande diesen Männern in die Hände legen. Nun kann es solchen Richtern aber an Einsicht
oder

oder an gutem Willen fehlen, und in beyden Fällen leidet doch die Wahrheit. Man kann freylich den Censorn Vorschriften geben und man giebt sie auch gewöhnlich, indem man es ihnen zur Pflicht macht, nur dasjenige nicht drucken zu lassen, was gegen Religion, Staat und gute Sitten anstößt; allein war nicht alles, was der große Martin Luther schrieb, damals gegen die Religion? Kann nicht in äußerst despotischen Staaten, wo die Unter-Tyrannen im Namen des Landesherrn die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten ausüben, alles für empörend gegen den Staat ausgegeben werden, was diese Mißbräuche rügt? Heißt es nicht, jeder nützlichen Reform verjährter Mißbräuche, jeder Erforschung und näheren Beleuchtung der Wahrheit Thor und Thür verschliessen, wenn man den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft erlaubt, über alles laut zu reden, ausser über das, was ihnen am wichtigsten seyn muß — über die Anstalten, zur Beförderung ihrer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit? Haben wir nicht an manchen, besonders catholischen Ländern, den schädlichen Einfluß solcher Einschränkungen gesehen? Hierzu kommen noch folgende Gründe:

Es ist bekannt, daß jede Untersagung, wovon Ursache und Nutzen nicht jedermann einleuchtet, doppelt die Begierde zu dem Verbohtnen erweckt; daß der unruhige Thätigkeits-Trieb jeden Kampf liebt, und daß der Mensch gewöhnlich erst dann zu einer, ihm sonst gleichgültigen Handlung gereizt wird, wenn man die Freyheit, sie zu begehren, einschränkt. Die Erfahrung lehrt auch, daß in keinem Lande mehr und begieriger solche Bücher, die man gefährlich nennt, gelesen und geschrieben werden, wie da, wo die schärfften Edicte dagegen gegeben sind, indem man tausend Mittel findet, in diesem Punkte die Wachsamkeit der Policey zu hintergehn und es in solchen Ländern der Fehler so viel, wie der würtllichen Uebertreter giebt. Kühne, gewagte, sophistische Sätze verführen und reißen mehrentheils nur dann hin, wenn sie heimlich gepredigt werden; laut, öffentlich gesagt, aus allen Gesichtspuncten betrachtet und der allgemeinen Prüfung ausgesetzt, erscheinen sie, entblößt von allem Schimmer, in ihrer lahmen Gestalt. Ich habe nirgends mehr Religions-Spötter gefunden, wie in solchen catholischen Provinzen, wo jeder Schein des Unglaubens ein Capital-Verbrechen ist, da
hin:

hingegen in protestantischen Gegenden, in welchen dem freyen Untersuchungs-Geiste keine Fesseln angelegt sind, dergleichen elende Witzes-
 leuten wenig Sensation machen und man gewöhnlich Denjenigen verachtet, der sich hämische Angriffe erlaubt da, wo es ihm unverwehrt ist, öffentlich und ernsthaft für seine Meinung zu kämpfen. . . Noch ist die Beobachtung nicht zu vernachlässigen, daß die ärgsten Plauderer, wenn man sie nur schwaizen läßt, gewöhnlich die unschädlichsten Menschen in ihren Handlungen sind, und daß, wenn man den Leuten nur erlaubt, frey zu raisonniren, sie desto weniger zu wirklichen Meytereyen schreiten, die immer nur im Dunkeln und im Drucke erzeugt werden. Auch ist dies das sicherste Mittel für den Regenten, von der Stimmung des Volks und von den Meinungen, welche Ueberhand nehmen, unterrichtet zu werden und dagegen arbeiten zu können. Endlich zeigt die Regierung, durch Verachtung solcher Schreier, eine Sicherheit, ein Bewußtseyn ihrer Würde und Gerechtigkeit und eine Zuversicht zu der Wirksamkeit ihrer Anstalten, die den Hochasten und Anführer zittern macht und ihn abhält, etwas Gefährliches zu unternehmen.

nehmen. Der große König Friedrich hat, während seiner langen und wohlthätigen Regierung, die Richtigkeit dieser Staats-Maximen practisch bewiesen.

Dagegen glaube ich, daß folgende Vorkehrungen einer weisen Regierung jedem Mißbrauche der Preß-Freyheit würden steuern können: Man verordne, daß kein Buch im Lande gedruckt werde, ohne daß die Censur vorher Notiz davon erhalte; Und da ein Schriftsteller seine Ursachen haben kann, warum er sich nicht öffentlich nennen will; so lasse man ihm zwar diese Freyheit, lege es ihm aber zur Pflicht auf, seinen und des Verlegers Namen dem Censor anzuzeigen. Dieser habe zwar nicht das Recht, etwas im Manuscripte auszustreichen, sey auch verbunden, wenn keine Klage über den Inhalt des Buchs entsteht, jene Namen zu verschweigen; Sobald aber irgend eine, in diesem Werke angegriffene Privat-Person oder der Fiscal, wegen wirklich aufrührerischer Grundsätze, welche dasselbe enthält, die Gerechtigkeit anfordert; sey der Censor befugt, den Verfasser bekannt zu machen; und dann werde das Buch von einer dazu niedergesetzten Commission, die
aus

aus Gelehrten und Staatsmännern bestehen muß, geprüft und mit aller Strenge gegen den Ruhe-
 stöhrer verfahren! Werke hingegen, welche sich,
 in bescheidnem Ton, bloß mit theoretischer Prü-
 fung der Wahrheit abgeben, (mögten diese
 Wahrheiten auch noch so viel Sanction haben)
 sollte, denke ich, eine Landes-Regierung, nur
 auf eben diese Weise, durch geschickte Schrift-
 steller widerlegen lassen. Indessen kann es,
 nach Zeit und Umständen, Fälle geben, wo eine
 weise Regierung, wenigstens auf eine Zeitlang,
 in diesem Punkte strenger verfahren muß; und
 dann ist es die Pflicht gehorsamer Unterthanen,
 weder dies Gesetz zu übertreten, noch dagegen
 zu murren. Ueberhaupt muß sich der frey-
 müthige Patriot dadurch von dem Volks-
 wiegler unterscheiden, daß, wenn er auch über
 eine öffentliche Anstalt, oder über ein Landes-
 Gesetz seine Meinung und Zweifel äußert, er
 dies jedoch in dem Ton einer bescheiden und
 kaltblütigen Untersuchung thue; zweytens selbst
 das Gesetz, dessen Zweckmäßigkeit er angreift,
 pünctlich befolge, so lange es nicht aufgehoben
 ist; und drittens nie Andre zu verleiten suche,
 demselben ungehorsam zu werden.

Allein ist denn auch wirklich der Einfluß der Schriftsteller zum Wesen so groß, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt? Ich habe oft erklärt, daß ich daran nicht glaube; die Sache verdient indessen wohl, näher beleuchtet zu werden.

Entweder ist das, was ein solcher verrufener Mutor lehrt, Irrthum, oder Wahrheit. Im ersten Falle wird dieser Irrthum (mögte er auch durch sophistische Künste verschleiert, und durch den Zauber einer trügerischen Rednerkunst aufgestützt seyn) doch keine feste Wurzel fassen. Die Stimme der Wahrheit wird sich eben so laut dagegen erheben; und warum sollte ihr nicht auch eben so sehr und in noch höherm Grade die Macht der Beredsamkeit zu Hülfe kommen können? Dann gewinnt sie offenbar durch solche Angriffe, wie die ächte Tugend durch Anfechtung gewinnt. — Sie wird nun um so bewährter gefunden. Es hiesse auch sehr geringe schätzig von seinen Zeitgenossen denken, wenn man annehmen wollte, sie seyen geneigter, der Thorheit, wie der Weisheit das Ohr zu lehn; Und wäre das; so könnte man sicher behaupten,
daß

daß an dem Geiste und der Ueberzeugung solcher Menschen wenig gelegen, daß an ihnen nichts zu verderben wäre. Hält aber die Wahrheit solche Zufälle, solche Prüfung nicht aus; so ist sie in sich keiner Fortpflanzung werth oder vielmehr — sie ist dann nicht ächte Wahrheit.

Ist aber das, was der Schriftsteller lehrt, unwiderlegbare Wahrheit; so würdt sie auch gewiß nichts Böses. — Sollte das edelste Geschenk des Himmels, Wahrheit, Unglück stiften können? Nimmermehr! Auch ist sie ein freyes Gut, an welchem Jeder nach seinen Kräften Antheil zu nehmen das Recht haben muß, worauf kein Embargo gelegt werden kann; und alle Systeme, religiöse, politische, moralische, oder wie sie Namen haben mögen, die auf Täuschung beruhen, die, um sich aufrecht zu erhalten, nur Einigen das Privilegium gestatten, ihre Vernunft zu gebrauchen, den Uebrigen aber die Augen verbinden und ihnen das Joch der Autorität aufhängen, sind schädlich, verdächtig und können sich durchaus keine Dauer versprechen. Welche menschliche Einsicht will es wagen, zu bestimmen, wem die Wahrheit nicht

und wer sie zu ertragen vermag? Das sieht nur Der, welcher unser Innerstes erforscht und der selbst die Wahrheit ist.

Allein Wahrheit kann doch zur Unzeit gelehrt werden, kann Menschen gelehrt werden, denen es an Empfänglichkeit und Vorbereitung dazu fehlt? — Gewiß! aber dann ist die einzige zu erwartende schädliche Folge die, daß sie nicht verstanden wird. Wer zur Unzeit Sätze vorträgt, für welche das Zeitalter nicht empfänglich ist, hat sich's selbst zuzuschreiben, wenn Spott, oder sogar Verfolgung der Lohn seines Unverständes wird; Er schadet also niemand, wie sich selber. Wirkt aber die Wahrheit; so ist das ein Zeichen, daß sie schon in den Köpfen gegährt hat; und dann würde doch keine menschliche Gewalt hinreichen, ihre Fortschritte zu hemmen, wenn auch die Schriftsteller diesen Wirkungen nicht zu Hülfe kämen.

Ich kann mich also nicht von dem schädlichen Einflusse der Schriftstelleren überzeugen; um desto zuversichtlicher aber glaube ich an ihren herrlichen Nutzen. Der, welcher unbestimmte,
schwans

schwankende Ideen über Gegenstände, welche der Menschheit wichtig sind, berichtigt und beleuchtet; Der, welcher edle Grundsätze der Religion, Moral und ächten Weisheit, durch einen lebhaften Vortrag und durch hinreißende Herzensberedsamkeit, anschaulicher, interessanter macht, den Keim des Guten in den Seelen der Leser durch die erquickende Wärme seines Enthusiasmus zur Reife bringt, in guten Vorsätzen bestärkt und den Heroismus hoher Tugenden erweckt, oder macht sich sehr verdient um die Menschheit. Und verzweifelt nicht, Ihr Edlen! wenn Ihr auch nicht gleich die Wirkungen Eurer Bemühungen vor Augen seht, wenn Eure Zeitgenossen Euch nicht so eifrig, wie Ihr es zu verdienen glaubt, ihren Dank zollen! Der gute Saamen, den Ihr ausstreuet, gedenket doch, und sollte auch erst die späte Nachwelt die Früchte davon genießen. Nach und nach kommen diese wohlthätigen Wahrheiten durch Eure vereinten Bemühungen in größern Umlauf und erhalten dauerhaften Credit. Sie behalten, wie das feine Silber, stets ihren innern Werth; indeß die verfälschte Münze, Trotz dem schönen Stempel, sich bald durch das hervorscheinende

Kupfer verräth und grade am ersten ihren eignen Unwerth offenbahrt, je mehr sie durch verschiedene Hände geht.

Allein es giebt doch Eine Art von Schriften, die ich für gefährlich halte — obgleich freylich die Tugend und Weisheit solcher Menschen, die dadurch wankend gemacht werden, nicht viel werth sind — ich meine solche Bücher, welche die Phantasie und Sinnlichkeit junger Leute reizen, sie mit üppigen Bildern, oder mit Schwärmereyen erfüllen. Ich gestehe aber, daß ich nicht weiß, wie selbst eine strenge Censur dieser Gefahr vorbeugen könnte. Menschen von festen Grundsätzen sind ihr indessen nicht ausgesetzt, und wenn bey jungen Leuten eine sorgsame Erziehung und kluge Wachsamkeit über die Auswahl ihrer Lectur dem Uebel nicht vorbeugt; so ist doch alles Hüthen und Einschränken vergebens. Wo einmal das Feuer unsittlicher Triebe und phantastischer Wünsche im Verborgnen lodert; da findet es leicht Nahrung, um in helle Flammen auszubrechen. Die Menge solcher Romanen, Schauspiele, Märchen und Gedichte, welche dergleichen Feuer nähren können, ist schon
so

so groß und der jetzige Zeit der gesellschaftlichen Unterhaltung schon so darauf gestimmt, daß es fast gerathener ist, der Sache ihren Lauf zu lassen und zu hoffen, daß solche Ideen, selbst durch den allgemeinen Cours, den Reiz der Neuheit verlieren.

So viel von dem Einflusse der Schriftstelleren auf Verstand, Herz und Sitten! Der, welcher das süße Bewußtseyn mit in das Grab nehmen darf, durch seine Schriften viel Gutes dieser Art gestiftet zu haben, hat gewiß ein großes Verdienst um die Menschheit. Nach den Wirkungen also, welche ein Buch hervorbringt, kann man wohl den Grad seines Werths bestimmen. Diejenigen Werke, welche bloß angenehm unterhalten oder nur die Phantasie beschäftigen, würden wohl freylich — so groß auch die Wohlthat ist, Andern frohe Stunden zu machen, Gram und Grillen auf eine Zeitlang zu verschrecken und wegzuzaubern — dennoch denen den Vorrang lassen müssen, durch welche entweder das Gebiet solcher Wissenschaften erweitert wird, die practischen Einfluß auf das Wohl der Menschheit haben,

oder

oder durch welche die Antriebe zu aller Art Tugend und Pflicht-Erfüllung, auf eine nicht-gemeine Weise, verstärkt werden. Ich würde daher die Schriftsteller so classificiren, daß ich denen, welche practisch belehren und bessern, den ersten Platz anwiese, den darauf folgenden solchen Männern einräumte, welche in speculativen Wissenschaften neue, kühne Ausichten eröffnen, und dann einen andern Grad von Verdienst denen zugestünde, die bloß für die angenehme Unterhaltung arbeiten.

Allein es fragt sich nun: woran soll ich den guten Schriftsteller in jeder dieser Gattungen erkennen? Entscheidet darüber die allgemeine Stimme des Publicums, oder der Ausspruch der öffentlichen Kunstrichter, oder sollen wir uns allein auf das Urtheil einiger Kenner verlassen, wenn auch das Buch keine Sensation bey der Lesewelt macht und in critischen Blättern getadelt wird?

Hierauf läßt sich im Allgemeinen nicht antworten. Ist von wissenschaftlichen Werken die Rede, die nach einem positiven Maßstabe geprüft werden können und bey welchen es auf
den

den Einfluß des Geschmacks und den Ton des Zeitalters gar nicht anräumt; so steigt die Frage nicht lange unentschieden zu bleiben; Neid und Vorurtheil haben da wenig Einfluß und Jeder, welcher dieses Fach studiert hat, erkennt bald, ob durch ein solches Werk ein bis jetzt unbekannt gewesenes Stückchen Landes in dem ungeheuren Gebiete der Gelehrsamkeit ist entdeckt worden. Ganz anders aber sieht es mit Büchern aus, auf deren Beurtheilung die Stimmung des Geistes und der Geschmack des Zeitalters wirken können. Wie unsicher und sich unter einander widersprechend die Richtersprüche der kritischen Journalisten, besonders in Deutschland sind, davon werde ich vielleicht noch in der Folge reden. Für Kenner geben sich so Manche aus, die es entweder gar nicht sind, oder doch durch die Brille der Vorurtheile, des Neides, oder anderer Leidenschaften sehen. Es bliebe also übrig, zu untersuchen, ob die allgemeine Stimme des Publicums, der Beyfall, mit welchem ein Buch von dem großen Haufen gelesen und die Begierde, mit welcher es gekauft wird, etwas für seinen Werth entscheidet — ob vox populi auch hierinn vox dei ist?

Das

Das können wir wohl sicher annehmen, daß Derjenige wenigstens ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller sey, welcher unaufhörlich über kalte Aufnahme seiner Werke, über Verschwörung der Recensenten gegen ihn, über den Neid seiner Zeitgenossen klagt, andre Schriftsteller zu verkleinern sucht, durch anlockende Titel, prahlerische Ankündigungen, ängstliche Pränumerationsanstalten und andre Operationen dieser Art, seinen Büchern Absatz zu verschaffen sucht, endlich sich selber recensirt, oder durch seine eben so unberühmten Freunde recensiren und ausposaunen läßt. Eine allgemeine Verbindung der Lesewelt gegen einen einzigen Mann, oder eine so allgemeine Verblendung des Publicums, läßt sich doch nicht wohl denken. Wenn jemand in einer Gesellschaft das große Wort führt, ihm aber niemand zuhören will, Jeder ihm den Rücken zuwendet, ein Paar Personen ausgenommen, die er bey den Rock-Endpfen festhält; so bleibt ihm freylich überlassen, sich einzubilden, daß er der einzige verständige Mann in der Versammlung, und daß die Uebrigen alle unwissende, geschmacklose Thoren seyen; allein er muß uns doch erlauben, zu denken, daß sein

Wort

Vortrag wenigstens für diese Gesellschaft nichts tauglich, weil niemand dafür empfänglich ist. Da nun ebenfalls der Schriftsteller, welcher ein Werk drucken läßt, dadurch zeigt, daß er nicht bloß für ein Paar gute Freunde, sondern für das Publicum arbeitet; so ist er wenigstens für das jetzige Zeitalter kein guter Schriftsteller, wenn er in demselben allgemein mißfällt; und Werke von hohem Werthe pflegen doch in allen Jahrhunderten, in welchen nicht die tiefste Barbarey herrscht, einiges Aufsehn zu machen.

Wenn aber allgemeiner Tadel den Unwerth eines Buchs bestimmt; so folgt daraus in der That noch nicht, daß lauter Beyfall und schneller Absatz etwas für die Vortreflichkeit eines Werks entscheiden. Auch in der Literatur giebt es Moden; Auf gewisse Gegenstände ist eine Zeitlang die Aufmerksamkeit des ganzen Publicums geheftet; alles, was dann darüber geschrieben wird, geht reißend ab, sey es auch noch so unbedeutend. So waren, eine Periode hindurch, Freymauerey und Mystic, dann Jesuitismus und Krypto-Catholicismus das allgemeine Stetskenpferd; jetzt ist es die französische Revolution.

Auf

Auf eben diese Weise ist in Werken des Geschmacks bald diese, bald jene Manier, Form und Art der Darstellung, die irgend ein guter Kopf durch ein Meisterstück dieser Gattung in Aufnahme gebracht hat, vorzüglich beliebt; dann wird alles begierig verschluckt, was in dieser Gestalt erscheint. Wir haben Perioden erlebt, wo nur Idyllen; andre, wo vorzüglich Nachahmungen von Yoricks Reisen; Romane, voll Empfindelcy, Liebeley, Sturm und Drang; im theatralischen Fache Ritter- und Spectakelstücke; andre, wo Volks-Märchen, dialogirte Geschichten u. s. f. ihr Glück machten. Endlich ist zuweilen das Publicum durch Ein vorzügliches Werk so sehr zum Vortheil eines Schriftstellers eingenommen, daß auch das mittelmäßigste Product, vor welchem nur sein Name steht, sich sichern Abgang versprechen kann — Das alles aber sind nur vorübergehende Launen; zwey Jahre später — und man bekommt einzelne Bogen dieser Meisterstücke in den Kauf, wenn man Kosten holen läßt. Ich habe oben gesagt, daß ein guter Schriftsteller sich nach der Stimmung des Publicums richten müsse; das ist ganz wahr, doch nur in sofern er darum weder

seine

seine Grundsätze, noch sein Gefühl für das wahrhaftig Gute, Nützliche und Schöne zu verleugnen braucht. Nie wird ein Autor, der seine Würde und die Wichtigkeit seines Berufs fühlt, aus Eitelkeit, um eine ephemerische glänzende Existenz zu haben, oder aus niedriger Gefälligkeit gegen den großen Haufen, dem verderbten Geschmacke des Zeitalters schmeicheln und Werke liefern, in welchen er sich an der gesunden Vernunft, dem sittlichen Gefühle, oder den Regeln der ächten Kunst versündigt.

Allgemeiner Beyfall beweist also nicht immer etwas für den Werth eines Buchs und für die Talente des Verfassers; Wenn aber ein Werk bey seiner ersten Erscheinung gut aufgenommen wird; wenn der größte Theil der Kunstrichter es nicht verdammt; wenn dieser Beyfall eine Reih von Jahren hindurch fortdauert; wenn das Buch mehrere Auflagen erlebt; wenn Ausländer es der Uebersetzung werth halten; so ist man befugt, zu glauben, daß dies Werk, wenigstens für unser Zeitalter, wahren Werth habe, mögten auch der Neid
 E oder

oder die Cabale einzelner Schreyer ihn zu verkleinern suchen. Dieser Neid ist das ächte Kennzeichen schlechter Schriftsteller; Der Mann von wahrhaftig großen Talenten freuet sich über jede Bereicherung der Literatur und Kunst und läßt selbst solchen Werken Gerechtigkeit widerfahren, wodurch seine eignen verdunkelt werden. Auch bleibt ja seiner kleinen, verzehlichen Eitelkeit immer der Trost, daß, wenn Andre mehr Lorbeeren einernchten, wie er, sie doch dieselben auf dem Wege holen, den er gebahnt hat.

Wenn nun aber ein Schriftsteller des allgemeinen und dauernden Beyfalls würdig ist, den ihm die Lesewelt zollt, wird dann auch gewiß Unsterblichkeit sein Theil seyn? Wird sein Werk in jedem Zeitalter den Werth behalten, den es in dem jetzigen behauptet? Das ist eine andre Frage. Das Gebteth der Wissenschaften wird immer mehr erweitert; die Quellen der Erkenntniß werden aufgeräumt; Wahrheiten, die vor Jahrhunderten nur wie Geheimnisse den Eingeweyheten gelehrt wurden, haben jetzt allgemeinen Cours; Man
blickt

Blickt immer tiefer in die verborgenen Winkel des menschlichen Herzens; die Phantasie hat fast alle Gegenden durchlaufen, die jenseits der irdischen Grenzen liegen; Endlich ist fast keine Art der Darstellung, Manier und Einkleidung, welche nicht schon von großen Genies älterer und neuerer Zeit wäre versucht und mit Erfolge geübt worden. Es wird also immer schwerer, etwas Neues zu sagen, einen noch nicht betretenen Pfad zu ebnen. Allein unendlich groß ist doch noch die terra incognita der Wahrheit und das Gebieth der Dichtung; Das Verdienst so mancher überwundenen Schwierigkeit, bey einer gewagten Reise weiter vorwärts in diese unbekanntenen Gegenden, wird doch selbst von den Nachkommen, die nun schon in diesem Lande einheimisch geworden sind, nicht mißkannt; Unendlich mannigfaltig ist auch die Gabe der Darstellung — Und dann — wie wenig Werke giebt es, die zugleich in sich alle Arten der Vollkommenheit vereinigen: Neuheit, Gründlichkeit, Kunst, eindringende Kraft und Schönheit! Solche vollendete Meisterstücke veralten nie. Auch rückt die Welt leider! nicht durch

alle Jahrhunderte hindurch zum Bessern vor. Es kommen auch in der gelehrten Welt Zeiten des Miswachsens, des Krieges und der Theuerung, wo der fruchtbare Boden nur wildes Unkraut hervorbringt; Zeiten der Barbarey und des gesunkenen, verkrüppelten Geschmacks. Allein auch diese dauern nicht; die Empfänglichen fangen bald an, sich nach besserer Kost zu sehnen; es eckelt sie der losen Speise; und dann holt man die, in den Tagen des Ueberflusses zurückgelegten, aber nicht verwelkten Früchte wieder hervor und pflanzt die Kerne daraus, zu einer neuen, edeln Vegetation.

Was ich vorhin von dem Nutzen, den ein Schriftsteller stiften kann und von seinen Verdiensten um die Welt gesagt habe, wird wohl manchen Leser verleiten, voraus zu ahnen, ich werde nur auch von der, einem solchen Manne gebührenden besondern Ehre und Auszeichnung reden und meine Forderungen von dieser Seite werden nicht geringe seyn; Allein ich darf hoffen, daß man, wenn ich meine Grundsätze darüber entwickle, in denselben keine Spur eines lächerlichen Handwerksstolzes finden wird.

So groß auch das Verdienst ist, etwas Gutes, Nützliches, Belehrendes, Tröstendes, Aufmunterndes, zu Beförderung der Tugend, Weisheit und Heiterkeit, mündlich oder schriftlich zu sagen; so ist doch wahrlich eine Reihe guter Handlungen mehr werth, wie eine Reihe guter Reden. Jene führen ihre segensreichen Folgen unausbleiblich mit sich; die Wirkung dieser hingegen ist wenigstens nicht so bestimmt gewiß. Es wird desfalls niemand leugnen wollen, daß so mancher Niedermann, welcher nie eine Zeile hat drucken lassen, durch ein wohlthätiges, seinen bürgerlichen und häuslichen Pflichten gewidmetes Leben und durch belehrendes Beyspiel, sehr viel mehr Nutzen für die gegenwärtige und künftige Generation stiftet, wie der berühmteste Schriftsteller. Es ist auch wahr, daß eine Menge Leute, bey den herrlichsten Talenten zur Autorschaft, nur deswegen keine Bücher schreiben, weil sie ihre Zeit nützlicher anwenden zu können glauben, wenn sie dieselbe den Geschäften des bürgerlichen Lebens widmen, und daß hingegen viel Schriftsteller und Gelehrte, über das leidige Bücherschreiben und Studiren, ihre ersten,

natürlichsten und heiligsten Pflichten verabsäumen, über Erziehung des Menschengeschlechts schreiben und die Bildung ihrer eignen Kinder schändlich verwahrlosen, über Welt-Revolutionen und Staats-Verfassungen raisonniren, und in denen, ihnen anvertraueten Berufs-Geschäften, nicht einen einzigen brauchbaren Aufsatz liefern.

Ich habe schon oft den Wunsch geduffert, daß doch niemand die Schriftstellerei zu seinem einzigen Berufe, zu seiner einzigen Haupt-Geschäftigung machen mögte, wenigstens nicht in zu frühen Jahren. Man ist doch wahrlich, als Bürger im Staate, demselben solche unmittelbar thätige Dienste schuldig, deren Nutzen nicht auf bloße Speculation gegründet ist. Muße zum Bücherschreiben findet Der, welchem es nicht an Talenten dazu fehlt, immer nebens her, ja! ich darf mich wohl auf die Erfahrung berufen, wenn ich behaupte, daß der Geschäftsmann, der thätige Hausvater, und Bürger, in seinen Erholungsstunden, practisch besser, auch mit mehr Feuer schreibt und daß er gewöhnlich das Publicum mehr respectirt, mehr auf den Nutzen denkt, welchen er den bürgerlichen

Ges

Gesellschaften leisten kann und soll, deren wirkliches Mitglied er ist, wie der eigentliche Büchermacher vom Handwerke, der nur als Volontair im Staate dient. Für den Geschäftsmann ist Schriftstellerey süße Erholung; Er arbeitet mehr *con amore*, sammelt und ordnet mit mehr Bedacht und Auswahl, wie Der, welcher vom Morgen bis zum Abend über seinen neuen Werke brütet.

Man klagt oft, daß gute Schriftsteller in ihrem Vaterlande nicht nach Würden geschätzt, von den Landes-Regierungen nicht nach Verdienst ausgezeichnet und belohnt werden. Es ist wahr, daß ein solcher Mann von dem Neide und der Cabale seiner Mitbürger verfolgt wird, die es nicht vertragen können, daß er sich, ohne ihr Zuthun, eine angenehme und glänzende Existenz verschafft; Es ist wahr, daß hie und da der Despotismus, welcher gern allein Güter, Würden und Ehre nach Willkühr austheilt, scheid dazu sieht, wenn ein Mensch, dem er im bürgerlichen Leben einen engen, unbedeutenden Wirkungskreis angewiesen hat, sich ohne seine Erlaubniß auswärts

einen großen Ruf erwirbt, so daß er sich auf gewisse Weise von ihm unabhängig macht und in fremden Provinzen Selner mit Ruhm und Achtung gedacht wird, indefs man seine Obern kaum den Namen nach kennt; daß daher die unumschränkten Herrn die Republic der Gelehrten gleichsam wie einen gefährlichen statum in statu anzusehn pflegen; Allein man kann es doch wahrlich auch den aufgeklärtern und billigern Regierungen nicht verdenken, wenn sie das eigentlich thätige Leben zu begünstigen und, bey dem ungeheuren, sich täglich vermehrenden Heere müßiger Menschen, die sich bloß damit beschäftigen, literarische Mode-Waare zu verarbei- ten, fähige junge Leute nicht noch mehr zu ermuntern suchen, ihre Kräfte und Talente dem bürgerlichen Leben zu entziehen.

Im Ganzen kann man in Teutschland nicht über Geringschätzung guter Schriftsteller klagen. Edle Fürsten setzen großen Dichtern Jahrgelder aus, stiften Academien, bestimmen Preise, rufen Gelehrte von Bedeutung in ihr Land und geben ihnen ansehnliche Besoldungen; der Mann, welcher sich durch seine literari- schen

sehen Producte Ruhm erworben hat, wird an Höfen und in den Häusern der Vornehmen mit ausgezeichneter Achtung behandelt, wenn seine Sitten fein und gefällig sind; Und was das teutsche Publicum betrifft; so ist dies nur gar zu geneigt, Schriftsteller, bey ihrer ersten vortheilhaften Erscheinung, durch zu viel Lob, Beyfall und Schmeicheley, zu verderben und dadurch Eitelkeit und Autorstolz zu nähren. Das Andenken verstorbner großer Schriftsteller wird geehrt; Man errichtet ihnen ja sogar marmorne Denkmale, indess die Asche manches, um das Wohl seines Vaterlandes wahrhaftig verdient gewordenen Mannes ein mit Füßen getretner Sandstein deckt.

Allein übertrieben und lächerlich sind oft die Forderungen unsrer Schriftsteller. Ein junger Herr, der einmal ein Paar leidliche Verselein zur Welt gebracht, einen kleinen Roman geschrieben, ein mittelmäßiges Schauspiel hat drucken lassen, glaubt sich dadurch so groß geworden, daß er meint, der ganzen Welt Augen müßten auf ihn gerichtet seyn. Er wundert sich über die Barbarey, welche da herrscht,

herrscht, wo nicht jedermann sich beeifert, ihn aufzusuchen, ihn zu den ersten Circeln einzuladen, ihn zu huldigen. Und leider! wird diese thörichte Einbildung von gewissen Liebhabern der leichtfüßigen Literatur dadurch unterhalten, daß Diese sich um einen solchen schönen Geist, der vielleicht alles, was er je Zusammenhängendes in seinem Leben gedacht, auf einmal zu Papier gebracht hat, umherdrängen, als wäre er ein Wesen höherer Art. — Noch einmal! das deutsche Publicum ehrt gewiß seine vorzüglichen Schriftsteller und bezeugt ihnen diese Achtung auf mancherley Weise. So giebt es unter andern kleine Auszeichnungen, die an sich wenig bedeuten, doch aber Den freuen, dem sie wiederfahren. Dahin gehört, daß, gleichsam durch eine stillschweigende Verabredung, das Publicum einzig geworden zu seyn scheint, vorzüglich hochgeschätzte Schriftsteller bey ihren bloßen Namen ohne Zusatz zu nennen; bey Erwähnung unbedeutender Scribenten hingegen und solcher, welche die öffentliche Achtung verloren haben, ihre Titel im bürgerlichen Leben hinzuzufügen. Ist es nun, daß man dadurch zu erkennen geben will:

will: es lasse sich voraussetzen, daß diese berühmten Namen jedermann bekannt seyn müssen, so, daß es keiner genauern Bestimmung bedürfe; oder: ein solcher Mann könne durch die kleinen Unterscheidungszeichen im bürgerlichen Leben nicht geehrt werden; sein Name allein bestimme seinen Werth? Oder will man dadurch sich selber eine Art von Ansehen geben, zeigen, daß man mit diesem großen Schriftsteller oder seinen Werken so vertrauet sey, daß man von ihm, wie von einem alten guten Freunde rede? — O genug! man glaubt, geliebte Schriftsteller dadurch auszuzeichnen. So wie man nicht der Herr Bürgermeister Cicero, der Herr Statthalter, Baron von Plinius, sagt, noch der wohlthätige Herr Cammerjunker von Voltaire und der Herr Hofschauspieler de Moliere, sondern Cicero, Plinius, Voltaire, Moliere; so heißt es auch nicht: der Herr Legationsrath Klopstock, Sr. Excellenz der Herr Geheimrath von Göthe, der Herr Hofrath Wieland, sondern Klopstock, Göthe, Wieland. Aber man sagt: der Herr Statrath von Schirach, der Herr Canonicus Ziegler und ein gewisser Herr Aloisius Hoffmann in Wien.

Auch

Auch großen Felden und Königen wird diese Auszeichnung zu Theil; Wenn man von dem guten Heinrich in Frankreich redet; so fragt niemand, welchen man meine? Ferdinand, den Feldherrn, kennt jedermann, und wenn man kiest: Friedrich habe den Herrn Hofrath, Leibarzt, Doctor und Ritter von Zimmermann zu sich berufen; so bedarf es weiter keiner Bestimmung, wer dieser Friedrich ist.

Zuweilen geschieht es wohl, daß man Männer, die zu ihrer Zeit in ihrem Fache wirklich dadurch groß geworden sind, daß sie Epoche gemacht haben, nachher, bey größern Fortschritten in dieser Wissenschaft oder Kunst, zu vergessen, ihr Verdienst zu miskennen scheint; Allein ihr Name bleibt ja doch unter Kennern und in der Geschichte der Gelehrsamkeit unvergessen; daß man aber der wirklich größern Vollkommenheit, nachher auch einen höhern Grad von Verehrung zollt, ist darum noch nicht Undankbarkeit gegen die Bemühungen Derer, die zuerst den Weg gebahnt haben.



V.

Fragmente über Sprache und Rechtschreibung.



Unsre teutsche Sprache ist in der That noch nicht genug auf feste, allgemein angenommene Regeln gegründet. Diejenigen, welche Grammatiken schreiben, mischen eigenmächtig zu viel willkührliche Bestimmungen hinein, die dann von Andern wieder nach Gutdünken befolgt oder verworfen werden. Jeder glaubt sich berechtigt, die Sprache auf seine eigene Weise zu behandeln, sie durch neu geschaffne, oder aus alten teutschen Schriftstellern entlehnte, wieder hervorgesuchte Wörter zu bereichern. In dem Augenblicke, zum Beyspiel, da ich dies schreibe, fällt mir ein, mich selber zu fragen, warum ich hier **Wörter** und nicht **Worte** geschrieben habe? Sind beyde Plurale recht? kann man sich nach Willkühr, bald des einen, bald des andern bedienen? Ich wäre

ger

geneigt, zu glauben, daß man Wörter nur da setzen muß, wo man den Ausdruck im eigentlichen grammatischen Sinne braucht, wie dies hier der Fall war: „er erfindet neue „Wörter“ daß man hingegen sagen müsse: „er hat Worte des Trostes zu mir gesprochen.“ Aber wer sagt mir, ob ich Recht habe? Noch Ein Beyspiel! Ich gebrauche das Adjectivum „verdorben in körperlichem, verderbt in moralischem Sinne: „verdorbene Aepfel, verderbte Sitten“ — Ist dies richtig, oder nicht?

Der Sprachgebrauch und die Auctorität berühmter Schriftsteller sind mehrentheils unsre Leiter; Da beyde aber großen Wandelbarkeiten und Verschiedenheiten ausgesetzt sind, und der Eine diesem, der Andre jenem Vorgänger folgt; so herrscht in Deutschland gar keine Einformigkeit in Grammatic und Orthographie. Man hat oft über die Sprachgesetze, der französischen Academie gespyttelt; indessen hat diese doch in den glänzenden Zeiten der französischen Literatur, unter Ludwig XIV, es dahin gebracht, daß die Sprache eine bestimmte cons-

vens

ventionelle Form bekam und jedermann wußte, woran er sich zu halten hatte. Wir müssen uns wahrlich schämen vor dem Ausländer, der Deutsch lernen will, wenn er uns fragt: ob er „mich versichern,“ oder „mir versichern“ sagen; wo er vor und für brauchen sollte, ob mehr, viel und zwey indeclinabel seien, oder ob man zween, zwo, zwey (nach den Geschlechtern) und viele, mehrere (in der vielfachen Zahl) schreiben müsse, und man ihm dann nur antworten kann: er möge es damit halten, wie er wolle; man habe darüber keine Regeln. Liesse sich der mögliche Fall denken, daß Gelehrte mit einander über etwas Streitiges einig werden könnten; so sollte man wünschen, daß die vorzüglichsten deutschen Schriftsteller über solche Fälle feste Verabredungen nehmen und endlich eine gleichförmige Schreibart einführen mögten. Jene Willkühr verleitet Mancheu, um etwas Neues an den Tag zu bringen, sich ganz sonderbare Umschaffungen mit der deutschen Sprache zu erlauben; und ein Solcher findet dann leider! fast immer Nachahmer. So ist z. B. Herr Bartels auf den Gedanken gerathen, unsre Mundart werde

zu rauh, durch die Menge der gehäuftten Mits
 lauter. Deswegen nun hat er den Versuch
 gewagt, in viel Wörter noch Selbstlauter einz
 zuflicken. Nach dieser Theorie schreibt er also
 Kränkete, lebete, Schriftesteller, mögez
 lich und glaubt nicht, daß dadurch die Sprache
 wirklich höchst schleppend wird.

Geben sich nun gar Oberteutsche an will
 kührliche Sprach-Behandlung; so bereichern
 sie dieselbe nicht nur mit ihren känderwelschen
 Provincialismen, geben uns derley, auf
 etwas vergessen und ähnliche Ausdrücke zu
 lesen, verwechseln das praeteritum imper
 fectum mit dem perfecto, z. B. „Waren
 „Sie einmal in Paris?“ statt: „Sind Sie
 „in Paris gewesen?“ oder gebrauchen gar am
 unrichten Orte, um diesen Fehler zu vermeis
 den, das plusquamperfectum: Waren Sie
 gewesen? sondern auch, da sie kein Gehör
 für die feinem Abstufungen der Klänge haben,
 verwechseln sie unaufhörlich die s, ß und ss
 mit einander, schreiben Muse (Musa) statt:
 Muße (otium) oder gar Größe, statt GröÙe.
 Einem Niedersachsen und überhaupt jedermann,
 der

der seine Sprache studiert hat, kann das gar nicht begegnen. Ein einfacher *f* wird weich ausgesprochen; ein *ß* (welches sehr uneigentlich von Einigen ein *Pszett* genannt wird) besteht aus einem langen *f*, dem ein kleiner *s* angehängt ist, um ihn dadurch zu aspiriren; allein er wird darum doch bey Weitem nicht so hart, wie ein doppelter *f*, oder *ff*. Auch wird er wie ein einziger Buchstabe betrachtet, statt daß der *ff* im Buchstabieren getrennt werden muß. Welches irgend fühlbare Ohr empfindet nicht den Unterschied zwischen dem Klange der Sylben in folgenden Wörtern: *lose, große, Schlosse?* Ein bicasames Organ wird sogar löst anders, wie flöst aussprechen. Verschieden geschrieben aber müssen beyde Wörter immer werden, der Abstammung wegen, weil das eine von lösen, das andre von flößen herkömmt — aber freylich! ein Obersteutscher schreibt auch wohl flösen, und spricht es doch hart aus.

Man hat sehr Unrecht, wenn man über die Rauheit unsrer Sprache klagt. Verstehet ein Schriftsteller, besonders ein Dichter, die

Kunst, solche Wörter zu wählen, deren Klang dem Ausdrucke der Empfindung angemessen ist; verdrängen neuerungsfüchtige Leute nicht solche Buchstaben, welche größere Mannigfaltigkeit in die Aussprache bringen; hat endlich Der, welcher liest, biegsame Organe, um den Unterschied unter dem vollklingenden *y* und schärfern *i*, unter einer, durch ein *h* aspirirten Sylbe und einer andern bemerklich zu machen u. s. f.; so fehlt es unsrer Sprache keineswegs an Harmonie. Unfre Consonanten klingen nicht so hart, wie sie scheinen. Unser *S* ist zu Anfange des Wortes nie aspirirt, z. B. Sand, setzen, suchen; im Französischen, der Regel nach, immer, z. B. sang, souffrir; im Italienschen nur selten weich, größtentheils hart, weich in sbarcare, hart in sentire, sapere. In der Mitte der Wörter ist der *s* bey uns nach einem Consonanten nur zuweilen hart, z. B. hinter *m*, *p* und *ch*, aber öfter weich, wie in Linsen; im Französischen soll er in diesem Falle immer wie ein *c* ausgesprochen werden, z. B. in danser; im Italienschen ist er selten weich, wie in coniglio, öfter hart, wie in pensare. Unser sch

fällt

fällt nicht öfter vor, wie das französische *ch*; denn daß es die Oberländer und Sachsen mit in den *st* einfließen, welchen sie sehr aussprechen, ist ein garstiger Fehler, den keine Nation begibt und den wenigstens das Theater verbannen sollte. Aber auf demselben ist er allgemein angenommen — ja! kenne ich doch einen Schauspieler von Ruf, welcher zugleich Schriftsteller ist, und der des *Vatersch*, des *Brustersch* u. s. f. sagt! Das einzige *ch* ist etwas häufig in unsrer Sprache; *t* kommt nicht öfter vor, wie *qu* im Französischen — Welche niedrige Cacophonie, in den so vielfältig erscheinenden *quoique*, *quiconque*, *parceque*, *qui que ce*, *pourvu que!* u.

Es giebt vielleicht keine europäische Sprache, die so malerisch wäre, wie die teutsche; ich verstehe darunter, daß die Wörter schon durch ihren Klang das fühlbar machen, was sie ausdrücken sollen. Man nehme zum Beyspiele nur folgende Wörter: *krachen*, *rieseln*, *bell*, *risen*, *Donner*, *Lamm*, *stumpf*, *klirren*, *rauschen*, *milde*, *wallen*, *sprudeln*, *rollen*, *hohl*, *öde*, *trennen*, *hüpfen*, *lecken*

zen u. s. f. — Welch' ein Vortheil für Dichter und Redner, die davon Gebrauch zu machen verstehen!

Man fängt jetzt wieder an, wie einige ältere schweizerische Schriftsteller, teutsche Werke mit lateinischen Lettern zu drucken. Ich kann nicht einsehn, warum man uns unsre alten eigenthümlichen Buchstaben nehmen will. Ob solche conventionelle Zeichen eine runde, oder eckichte Form haben, das ist doch in der That ziemlich gleichgültig; Dem Ausländer aber erleichtern wir dadurch gar nicht die Mühe, unsre Sprache zu erlernen, denn ich habe oft bemerkt, daß Engländer und Franzosen, wenn sie das Teutsche mit ihren Buchstaben gedruckt sehen, viel geneigter sind, die Wörter unrecht, sie so auszusprechen, wie es ihre Mundart mit sich bringt, als wenn sie unsre alten Zeichen vor sich haben. Ueberhaupt macht jede Neuerung von der Art, wovon nicht zu erwarten ist, daß sie allgemein angenommen werde, nur Verwirrung.

Verschiedne unsrer besten Schriftsteller haben eine neue Orthographie einzuführen gesucht.

Nicht, indem sie einige Buchstaben, die sie als unnütz ansehen, weggeworfen haben, den aspirirenden h mitten aus den Sylben weglassen, den y ganz verbannen, statt des c immer den k oder z brauchen u. s. f. Zur Bertheidigung dieser Neuerung sagen sie: man müsse die Wörter grade so schreiben, wie man sie ausspricht und man verderbe viel Zeit mit Einslickung dieser unnützen Buchstaben. Was diesen letzten Grund betrifft; so verdient er wohl kaum eine Widerlegung — Millionen einzelne Buchstaben mehr geschrieben, werden noch nicht einen einzigen Tag an der Lebenszeit verkürzen. Ist es denn aber wahr, daß nur die Aussprache die Rechtschreibung bestimmen müsse? Gar nicht! Das Eigenthümliche hat die teutsche Sprache, daß man nie anders ausspricht, als man schreibt, oder vielmehr, daß die Buchstaben, in der Zusammensetzung, denselben einzigen Klang behalten, den sie für sich besonders haben. Dies ist bey andern Sprachen nicht der Fall, indem z. B. im Englischen alles davon abhängt, mit welchen andern Buchstaben ein Selbstlauter in Verbindung kömmt, um ihn auf dreyerley

Art auszusprechen. Aber daraus folgt nicht umgekehrt, daß man nach dem Klange schreiben dürfe; sondern man muß hier auch Rücksicht auf die Abstammung der Wörter nehmen, um ihnen nicht das Gepräge ihrer Wurzeln zu rauben. Dies findet ja in allen Sprachen Statt. Im Französischen haben die End: Sylben folgender Wörter alle einerley Klang: enclos, généraux, beau, dépôts, eaux, berceau; also könnte man freylich, besübter Kürze wegen, schreiben: enclo, généro, bo, dépo, o, berso; aber man will sehn, daß généraux der Pluralis von général ist, folglich das a, und daß berceau von hercer herkömmt, folglich das e behalten muß. Welche grammaticalische Verwirrung würde nicht, besonders bey Ausländern, eine solche Schreibart stiften! Und dann schreiben jene Herrn eigentlich gar nicht, wie man sprechen sollte; thun muß ganz anders klingen, wie tun; bey ganz anders, wie bei. Es ist sehr übel gethan, wenn wir unsre Ohren dafür abstumpfen und der Sprache dadurch einen Theil ihrer mannigfaltigen Harmonie nehmen. Man sollte sich vielmehr üben, den Unterschied des Klanges recht

recht fühlbar zu machen, der z. B. in folgenden drey Sylben liegt: mehr, Meer und mer, (z. B. in immer.) Wer wird sehn auf heiligen reimen wollen? und doch habe ich diesen Reim schon in einem Gedichte gefunden, seit Klopstock, Schlozer und Andre, statt sehn, sen schreiben. Man spreche den Anfang folgender Ode von Hamler richtig und höre, wie volltönend und harmonisch das klingt!

Lykens und Cytherens Sohn,
Im schönsten Rausch geboren u.

Nun aber schreibe man:

Licens und Ziterens Son
Im schönsten Rausch geboren,

und lese es dann — Welch' ein Unterschied!

Sollte jene neue Schreibart allgemein werden, (welches freylich nicht der Fall seyn wird) so müßte man wenigstens an der Stelle der weggeworfnen Buchstaben, Accente erfinden, wodurch angezeigt würde, welche Sylbe gedehnt, welcher Vocal schärfer ausgesprochen

werden müßte u. s. f. Denn wenn man nun einem Ausländer sagt: das Wort *h'm* (wie es jene Herrn schreiben) werde *huhn* ausgesprochen; so wird er, wenn er *hundert* lesen soll, auch *huhndert* sagen. Da wären also Accente nöthig — und warum nun neue Zeichen erfinden, wodurch noch obendrein die Stelle der alten gar nicht vollkommen ersetzt würde, indem sie uns nicht, wie diese, die Abstammung der Wörter zeigen?

Wir haben einen *c* in unsrer Sprache, (wenn ich anders mein *a b c* richtig gelernt habe) der vor *a, o* und *u*, wie ein *f*; vor *e, i, y, ä* und *ö*, wie ein *z* ausgesprochen wird; aber zwischen *f* und *h* mit einem Vocal und vor *h* wieder einen andern Klang bildet. Da wir nun diesen *c* haben, immer gehabt haben und ihn nicht ganz verabschieden können; so begreife ich nicht, warum einige neuere Schriftsteller und das Heer ihrer Nachahmer, wo es irgend möglich ist, an die Stelle dieses unglücklichen *c*, einen *f* oder einen *z* setzen. Dadurch werden die ausländischen Wörter auf die wiederwärtigste Art verunstaltet und unkenntlich, wie z. B.

das

das Wort Carcer, welches sie Karzer schreiben. Ich bleibe, nicht aus Vorurtheil, sondern aus Grundsatz, bey der alten Weise und schreibe auch Cammer und Körper, um bemerklich zu machen, daß diese Wörter von Camera und Corpus herkommen. Ein gleicher Fall ist mit ph, wofür man auch anfängt, den f zu gebrauchen und Silosof und Sofist zu schreiben.

Dieselbe Verschiedenheit, welche man noch in der teutschen Rechtschreibung und Grammatic bemerkt, herrscht in dem Gebrauche der , ; : . ? und ! Hierin wünschte ich ebenfalls nicht nur Gleichförmigkeit, sondern auch, daß man noch mehr Zeichen von der Art erfände, um das richtige und ausdrucksvolle Lesen zu erleichtern. Man dürfte zu diesem Zwecke nur einige derselben zusammensetzen z. B. da, wo zwar eine Frage, oder eine Ausrufung, aber dennoch der Sinn nicht ganz zu Ende wäre, statt des Punctes, der sich unter den Frage: Zeichen und Ausrufungs: Zeichen befindet (?!) ein Comma setzen. Ein Paar Beyspiele werden dies deutlich machen; Man nehme folgende Redensart: „Zah:
 § 5 „len

„Ihen Sie mir das Geld; so können Sie reisen.“
 Die erste Hälfte dieser Phrase kann, in dem Tone der Bedingung, sie kann auch in dem Tone der Forderung gelesen werden, so das es entweder heisst: Si Vous me payés l'argent, Vous pouvés partir (Wenn Sie mir ic.) oder: Payés-moi l'argent, et Vous etc. Im erstern Falle würde ich hinter Geld ein; im andern, ein ! aber mit einem , (etwa also ;) setzen. Und folgender Ausdruck: „Der Schritt, den Sie, ohne zu wissen warum, gethan haben.“ Hier würde ich hinter warum ein solches Zeichen setzen ? — Doch genug über diese Kleinigkeiten ! Am mehesten Misbrauch wird von den so genannten Gedankenstrichen gemacht und jemand hat sehr Recht, wenn er sagt: ein . werde gesetzt da, wo der Verstand zu Ende, ein — aber gewöhnlich da, wo gar kein Verstand sey. Meinem Gefühle nach gehört ein solcher — nur dahin, wo der Schriftsteller nicht ganz ausredet, sondern dem Leser noch zu denken oder zu errathen übrig lässt, z. B. „Ich glaubte, eine bessere Behandlung verdient zu haben; auch gab es Leute, die das fühlten; aber —“ Ferner, wenn der Sinn auf überraschende Weise

Weise anders ausfällt, wie man Anfangs erwartet hatte, z. B. „Er erreicht bald die Wohnung seiner treuen Geliebten, eilt mit drey Sprüngen die Treppe hinauf, öfnet die Thür ihres Zimmers und findet sie — in den Armen eines Andern.“ Endlich zwischen abgebrochenen Sylben, bey verwirrten, heftigen Leidenschaften und bey dem Ausdrucke der Unentschlossenheit, wo man einen Gedanken zurücknimmt, bevor man ihn vollkommen ausgesprochen hat. Hievon findet man Beyspiele genug in unsern Monodramen. In allen übrigen Fällen steht, so viel ich es einsehe, ein — nicht an seinem Platze.

Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, die teutsche Sprache, so viel möglich, von fremden, ausländischen Wörtern zu reinigen. Unser Gelehrte hat einige sehr glückliche Versuche von der Art bekannt gemacht und dafür die Ehre genossen, von unbedeutenden Leuten verhöhnt zu werden. Die Hauptsache kommt freylich darauf an, daß der neue teutsche Ausdruck, ohne Umschreibung, bestimmt dieselbe Idee erwecke, wie der verbannte fremde; und da gesche

stehe

sehe ich, daß ich doch glaube, es wird nie
 möglich seyn, alle ausländischen Wörter genau
 zu übersetzen und entbehrlich zu machen. Hier
 sind meine Gründe! Mit dem fremden Aus-
 drucke gehen oft auch ganz fremde Vorstellungs-
 arten, die Bezug auf die eigenthümlichen Sit-
 ten einer andern Nation haben, mit zu uns
 über. Der Franzose (wenigstens der ehemalige)
 hatte den Ausdruck aller wärmern Empfindun-
 gen gewissen conventionellen Formeln unter-
 worfen. Weniger herzlich wie der Deutsche,
 hatte bey ihm jede Bezeugung theilnehmender
 Gefühle den Anstrich der Höflichkeit und der
 feinen Lebensart. Sehr characteristisch ist z. B.
 der französische Ausdruck: je Vous fais mon
 compliment. Er gebraucht ihn, um Beyleid,
 um Freude über angenehme Vorfälle, um Bey-
 fall zu bezeugen; Un compliment hieß so-
 dann überhaupt ein verbindliches, nicht so-
 dardhaus ernstlich gemeintes Wort, endlich auch
 ein Gruß. Nun fordre ich jeden Deutschen
 auf, in unsrer Sprache ein Wort zu finden,
 das alle diese Bedeutungen umfasse. Mit den
 französischen Sitten ist auch die Kunst, Com-
 plimente zu machen, zu uns übergegangen,
 das

das heißt: die Kunst, aus Höflichkeit allerley Dinge zu sagen, die ungefähr wie Freundschafts, Mitleids, Freudens, oder Beyfalls: Bezeugungen klingen, indeß Beyde, Der, welcher giebt und Der, welcher empfängt, schon wissen, wie das zu verstehn ist; allein aus unsrer alten, dichten, biedern Sprache läßt sich schwerlich ein Ausdruck hervorsuchen, der einen deutlichen Begriff von dieser Kunst darstellte, so wenig, wie sich vielleicht für manche andre ausländische Tugenden, Gefühle, Stimmungen und Eigenthümlichkeiten, alter und neuerer Zeit, teutsche Ausdrücke finden lassen, z. B. für attische Urbanität, englischen public spirit, (doch ist das kürzlich in Umlauf gekommene Wort Gemeingeist ziemlich bezeichnend) für Spleen ic. Ich meine, es gehört wesentlich zur Philosophie der Sprachen, solche Ausdrücke aufzusuchen, die ganz das eigenthümliche Gepräge des National-Character's tragen; und man wird reicher, nicht nur an neuen Wörtern, sondern wirklich an neuen Ideen, wenn man dergleichen fremde Ausdrücke in seine Muttersprache überträgt. Je größer die Schwierigkeiten, sie zu übersetzen sind, desto gewisser ist es,

es, daß der damit verknüpfte Begriff uns wenigstens in Einem Betrachte fremd ist. Noch ein Beyspiel nehme man an den französischen Wörtern *discret* und *Discretion*. Diese umfassen zugleich die Begriffe von Bescheidenheit, Vorsichtigkeit, Verschwiegenheit, Großmuth, Edelmuth (z. B. „sich „auf Discretion ergeben; um eine Discretion „wetten“) und manche andre Neben-Ideen, dennoch aber keinen einzigen dieser Begriffe besonders; denn der Franzose hat ja für jeden derselben auch einzelne Wörter. Wer also *discret* handelt, der wird durch eine Mischung aller jener Tugenden geleitet, woraus eine neue, conventionelle, den Franzosen characterisirende Eigenschaft entsteht, welcher man schwerlich einen einzelnen deutschen Namen geben kann.

Zum Schlusse sey es mir erlaubt, ein kleines, obgleich sehr unvollständiges Verzeichniß solcher, bey uns in Umlauf gekommenen Wörter hier her zu setzen, die ich wenigstens für äußerst schwer, ohne Umschreibung zu verteutschen halte: *Aisance*, *amüsiren*, *Allee*, *Affectation*,
 bi:

bizarre, Bureau, compromittiren, Conversation, Character, Catastrophe, Comtoir, Contenance, Cadeau, contrastiren, Chicane, Dialog, Duplicität, Direction, Dementi, declamiren, Esprit. (in gewisser Bedeutung) emmüyiren, (activ und passiv zu gebrauchen) Engagement, Enthusiasmus, Sat, fetiren, Sanatismus, Genie, geniren, Gourmant, galant, Impertinenz, Inconsequenz, Incongruenz, Intrigue, Indignation, Indolenz, Interesse, meubliren, Nuancen, nuanciren, Publicität, pretios (s. B. pretioser Styl) Polisson, ein Parvenu, Proceß. (gerichtlich, chemisch u. zu brauchen) plantiren, precaire, raisonniren, railliren, rendis-Vous, respectiren, sectiren, styliren, oder stylisiren.

Man halte unsere Sprache darum nicht für arm an Ausdrücken! Jede hat ihren eignen Geist, wie die Nation, bey der sie sich gebildet hat, und wir haben gewiß eine Menge Wörter, die kein Franzose richtig übersetzen wird, so wie eine Menge Begriffe, für welche er keinen innern Sinn hat. Das Wort Biedermann, zum
Benz

Beispiel, ist eines von denen, welche ihm immer viel ausländischer bleiben werden, wie uns sein Ausdruck *bonhomme*, den wir recht passend durch *Gutmüthigkeit* verdeutschen können, weil diese Tugend bey uns sehr national ist.

VI.

Ueber Styl und Schreibart.

Im zweyten und dritten Abschnitte dieses Buchs ist schon von einigen Haupt-Erfordernissen einer guten Schreibart, ohne welche selbst der vollkommenste Inhalt eines Werks einen Theil seiner Wirkung verfehlt, geredet worden. Reinheit der Sprache — das heißt: Befolgung der allgemein anerkannten grammaticalischen Regeln — Gabe der Darstellung, Klarheit und ein bescheidner, gesitteter, dem Gegenstande, den man behandelt, angemessner Ton; das war es, was damals nur gelegentlich, indem von den erforderlichen Eigenschaften eines vorzüglichen Schriftstellers die Rede war, als nothwendig festgesetzt wurde. Ich gab dabey einige Regeln und Vortheile an, deren man sich, bey Ausfeilung seiner Werke, bedienen konnte — Hier ist nun der Ort, jene allgemeinen Forderungen genauer zu bestimmen, obgleich die

Grenzen dieses Werks es nicht erlauben, hiers über etwas Vollständiges zu liefern.

·Bloße Naturgaben und theoretisches Studium sind bey Weitem nicht hinlänglich, den Styl zu bilden; Ohne jene wird freylich wenig Eigenheit und Kraft in die Schreibart kommen und ohne dieses wird man gegen die gemeinsten Regeln anstoßen; aber noch einmal! bey einer natürlich guten Anlage zur Beredsamkeit und den besten Sprachkenntnissen, wird dem Style dennoch ein Grad von Vollkommenheit, eine gewisse Geschmeidigkeit fehlen; man wird oft Mengslichkeit, Mühe verrathen, und kurz! nicht ganz die Schreibart in seiner Gewalt haben, wenn man sie nicht durch Übung ausgebildet hat. Diese Übung ist es, welche, unbeschadet der Originalität, uns in den Stand setzen muß, nach den Verschiedenheiten der Gegenstände, die man behandelt, auch den Ton und die Manier umzuändern. Daß endlich hierzu auch eine ausgebreitete, von Aufmerksamkeit geleitete Belesenheit teutscher und ausländischer, alter und neuer, guter und schlechter Werke und Bekanntschaft mit dem Conversations:

tionstöne der Menschen aller Classen erfordert werden, wird jedermann zugeben.

Wer ausschließlich nur die Schriftsteller Einer Nation studiert, oder diese auch nur mit besondrer Vorliebe liest, wird, wie Der, welcher nur in Einem Fache der Literatur vorzüglich einheimisch bleibt, sich eine gewisse einförmige Manier angewöhnen, die er auch da anbringt, wo sie wenig passend ist. Die neuern französischen Prosaisien (vor der Revolution) reden eine unerträgliche Sprache. Ihr pretioser, blumreicher, mit unzähligen Antithesen ausgeschmückter Styl, muß Jeden ansehn, der Sinn für eine kraftvolle, körnichte Schreibart hat. Wenn er auch in ihren wahrrihten Romanen zu ertragen wäre; so empföhrt er doch unbeschreiblich in historischen und andern wissenschaftlichen Werken. Wer diesen Unwillen in hohem Grade empfinden will, der lese unter andern ein Werk, das den Titel führt: le Philosophe sans prétentions, par Mr. de la Folie, de l'academie de Rouen. Die kleinliche Art der Einkleidung und die kindische Epicerie und Witzerey, welche in diesem Werke herrschen,

schen, verdunkeln durchaus die neuen und kühn-
 nen Ideen, wovon es übrigens in der That
 voll ist. Selbst die Schriftsteller, welche seit
 zwanzig Jahren das größte Aufsehn in Frank-
 reich erregt haben, sind von diesen Fehlern und
 einer unerträglichen Weitschweifigkeit nicht frey —
 Immerhin! Es mogte Bedürfnis für die Na-
 tion seyn, so zu schreiben; aber uns, an kräf-
 tige Kost gewohnte Deutsche, kann solche lose
 Speise nicht behagen. Man hat Meißnern vor-
 geworfen, daß er zuweilen in eine ähnliche
 Manier verfalle. Ich wage es nicht, zu ent-
 scheiden, ob dieser Vorwurf gegründet sey, oder
 nicht; aber das ist gewiß, daß für unsre Sprache
 und für das Genie unsrer Nation ein pretioser,
 gezielter, blumenreicher Styl am wenigsten taugt
 und paßt. Ferner ist fast nichts unerträglicher,
 wie der Mißbrauch der Gattung, welche man
 die poetische Prosa nennt. Gemeine, alltäg-
 liche Dinge werden durch diese bunte Einklei-
 dung um nichts interessanter; Nur mit äußer-
 ster Vorsicht und Mäßigung darf der Prosaist
 sich je zuweilen einmal erlauben, vielleicht bey
 Schilderung einer Natur:Scene und bey andern
 Veranlassungen, die das Herz erwärmen oder
 die

die Phantasie beseelen können, die Sprache des Dichters zu reden; Solche Stellen wirken dann unwiderstehlich. Man merke aber wohl, daß ein großer Unterschied unter einer feurigen, warmen, lebhaften, hinreißenden Beredsamkeit und einer poetischen Diction ist. Gerade wo jene schnell hinströmt und Gedanken auf Gedanken thürmt, da würde diese weilen und ausmalen. Ich glaube dies kaum durch Beyspiele erläutern zu dürfen; jeder aufmerksame Leser wird selbst den Unterschied fühlen. Man verstehe mich aber nicht unrecht! Im Ganzen verwerfe ich die poetische Prosa nicht, als eigne Gattung betrachtet — Wie könnte ich auch das? Ich müßte ja nie Tümmels reizende Wilhelmine gelesen haben! Nur gegen den Mißbrauch warne ich. Vor allen Dingen aber ist Bombast und Schwulst zu vermeiden. Diese sind wieder verschieden von dem poetischen Ausdrucke. Wer schwülstig schreibt, gebraucht mehrtheils große Ausdrücke, um kleine Dinge zu bezeichnen; stimmt einen affectvollen Ton an, wo nur kalte Vernunft reden sollte; Er häuft Bilder und Beywörter, deren eines nicht mehr sagt, wie das andere; Er entlehnt diese Bilder

weit her, malt sie entweder unnüherweise aus und wird dadurch schleppend, oder verwirrt sich so in seinen verschrobenen Wortfügungen, daß man Mühe hat, einen Sinn herauszufinden.

Ich will es doch versuchen, hier eine Stelle, auf dreyerley Art bearbeitet, dem Leser vorzulegen. Zuerst die Probe einer etwas declamatorischen Schreibart, gegen deren zu häufigen Gebrauch, besonders im wissenschaftlichen Vortrage, in Geschichte und Erzählungen, in Briefen, Dialogen u. s. f. ich warnen muß:

„Getrost, heiter und mit festen Schritten
 „wandelt der redliche und verständige Mann
 „auf dem sichern Pfade fort, den ungeheuchelte
 „Tugend und unbestechbare Wahrheit ihm vor-
 „zeichnen. Wenn Gewissen und Klugheit ihn
 „rechtfertigen; so verachtet er die Verleum-
 „dungen der Bosheit, den Tadel der Schwachs-
 „köpfe, die Verfolgungen des Neides und selbst
 „die Drohungen mächtiger Unterdrücker — Früh
 „oder spät ist sein Sieg doch gewiß.“

Dieselbe Stelle nun würde der prosaische Dichter vielleicht auf folgende Art ausschmücken:

„Sehet,

„Sehet, mitten im Aufruhr des Meers,
 „von heulenden Stürmen und tosenden Wellen
 „ringsumher bekämpft, den Felsen unerschüttert
 „dastehn! — Zwar umhüllen sein ehrwürdiges
 „Haupt dicke Nebel und Finsterniß; aber bald
 „zertheilt der Sonne wohlthätiges Strahlens
 „Licht die trüben Wolken; Der Unverletzliche
 „erscheint wieder in seiner ganzen Größe; die
 „Winde schweigen und die schäumenden Wogen
 „sinken gebrochen zu seinen Füßen nieder —
 „So unbewegt, so ungeschreckt vor den rasen-
 „den Angriffen des Neides, der Bosheit und
 „der Verleumdung, ragt der Edle und Weise
 „mitten unter seinen verschwornen Feinden her-
 „vor, sieht mit Verachtung und Mitleid auf sie
 „herab, erzwingt, selbst von den mächtigen
 „Drohern, Ehrerblethung, durch Gradheit,
 „Ernst, Entschlossenheit, und erwartet also in
 „stiller Ruhe den Zeitpunkt, der sie alle mit
 „Beschämung zwingen wird, dem höhern Ver-
 „dienste zu huldigen.“

Im schwülstigen Style könnte eine solche
 Stelle also lauten:

„Wie, vom fernem Orient her, der heitre
 „Glanz des himmlischen Gestirns, das den
 „Erdfreis erleuchtet, an schönen Sommertagen
 „den weiten Horizont erfüllt, alle Creatur er-
 „quicket, belebt und vor ihm hin Schatten und
 „Finsterniß verschucht; so weicht vor dem majes-
 „tädtischen Blicke des Edeln und Weisen, die
 „Dunkelheit, die den reinen Schimmer der
 „göttlichen Wahrheit umhüllt. Vergebens wäl-
 „zen Bosheit und Dummheit ungeheure Ges-
 „birge schwarzer Verleumdung und niedriger
 „Kunstgriffe dem Uerschütterlichen in den
 „Weg — Mit erhabner Würde, erzeugt aus
 „der keuschen Umarmung des schuldlosen Gewiss-
 „sens und der männlich starken Vernunft, schreit
 „et er kühn fort, auf der einmal betretenen
 „Bahn; aber in Staub verfliegen unter seinen
 „Tritten jene Gebirge, und bald liegen auch,
 „beschämt und überwunden, obgleich voll Inn-
 „grimms, seine Feinde huldigend zu seinen
 „Füßen.“

Im comischen Style kann man indessen zu-
 weilen Gebrauch von diesem Bombaste machen,
 indem man mit hochtönenden Phrasen die
 Schil-

Schilderung einer Scene beginnt, dadurch die Erwartung der Leser auf's höchste spannt und zuletzt mit der unbedeutendsten Poesie endigt.

Ueberhaupt also erfordert nicht nur jede Gattung von Schreibart eine eigne Behandlung, sondern der Gegenstand des Werks macht auch einen großen Unterschied im Vortrage. Derselbe Schriftsteller, welcher als Geschichtschreiber vortreflich ist, wird vielleicht sehr steife Briefe verfertigen; allein in Briefen, welche Natur-Scenen schildern, muß denn auch wieder ein ganz anderer Ton herrschen, wie z. B. in philosophischen Briefen u. s. f.

Ein großes Verdienst ist es daher, die Diction so sehr in seiner Gewalt zu haben, daß man in jeder Schreibart den rechten Ton zu treffen wisse; erhaben, wo es der Gegenstand erfordert; einfach, wo Simplicität Wirkung thut; leichtfertig, im Comischen; rührend und herzerschütternd, wo es Zeit ist u. s. f., und dennoch weder seine Originalität zu verleugnen, noch von einer gewissen Würde herabzusinken, die dem Manne, welcher öffentlich redet, ziemt

und die selbst im Comischen nicht aus den Augen gesetzt werden darf, wenn man nicht in das Platte und Pöbelhafte fallen will. Um ein Beyspiel zu geben; führe ich nur **Bahrds Leben und Meinungen**, von ihm selbst geschrieben, an. In einem solchen Buche, in welchem ein Mann, der so ansehnliche geistliche Bedienungen bekleidet und dabey durch seine Unglücksfälle, so wie durch seine Lehrsätze, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, dem Publico Rechenschaft von seinen Schicksalen und Verirrungen geben will; wer erwartet da nicht eine gewisse Würde im Vortrage, verbunden mit wahrer Herzens-Sprache? Und wie unangenehm wird man nicht dagegen getäuscht, durch den höchst leichtfertigen Ton, in welchem der Verfasser so oft verfällt, (der Nachlässigkeit und Incorrectheit des Styls nicht einmal zu gedenken) und wodurch er die Eindrücke einiger wahrhaftig rührenden Stellen immer wieder schwächt? — Wie sehr verschieden von der Einfach, Würde und Wahrheitsliebe, mit welcher Rousseaus Bekenntnisse geschrieben sind!

Wer viel in bürgerlichen, besonders juristischen Geschäften schreibt, dessen Styl nimt leicht eine gewisse Stetigkeit oder Trockenheit an, die in literarischen Arbeiten schlechte Wirkung thut. So unangenehm nun dies für den Leser ist, wenn auch übrigens das Buch, dem Inhalte nach, noch so viel Werth hat; eben so niedrig klingt ein blumenreicher, geschmückter, bellettristischer Geschäfts-Styl. Ich will hier nicht der alten gothischen, weitschweifigen juristischen Schreibart das Wort reden; (Fast in allen teutschen Provinzen hat der bessere Geschmack auch hierauf seine wohlthätige Wirkung gezeigt) allein immer muß doch in Berichten, Relationen und Klagschriften ein anderer Ton herrschen, wie in Romanen; und ich glaube, es ist sehr wichtig, dafür zu sorgen, daß da, wo Obere und Richter kaltblütig urtheilen sollen, das Uebergewicht einer blühenden Beredsamkeit nie Einfluß bekomme, sondern eine gewisse Form beybehalten werde, wobey von der einen Seite alle Superiorität der Talente, auf Unkosten der Wahrheit, und von der andern alle Bestechung des Herzens, zum Nachtheile der unpartheyischen Vernunft, wegfallt.

Wir Deutsche können stolz darauf seyn, eine große Anzahl vortreflicher Prosaisken zu haben, deren Jeder fast sich durch besondere Originalität im Style auszeichnet. Als Muster einer schönen, männlichen, markvollen, edeln und gedrungenen Schreibart kann man die ältern Werke des Herrn Ritters von Zimmermann empfehlen. Selbst in seinen neuern, andrer Ursachen wegen so sehr getadelten Schriften, stößt man auf hinreißend schöne Stellen dieser Art — Freylich sollte ich ihn, da er eigentlich ein Schweizer und kein Deutscher ist, hier gar nicht nennen; aber er schrieb doch in unsrer Sprache; und in seinen guten Tagen, als er jene Werke fertigte, hatten wir, so viel ich weiß, nicht einen einzigen Prosaisken, den man mit ihm hätte vergleichen können.

Wahre Originalität des Stils hängt nun freylich von Originalität der Gedanken ab, und Characterlosigkeit erzeugt, bey den tiefsten gelehrten Kenntnissen, eine unbestimmte, matte Schreibart; Wenn ich daher oben gesagt habe, daß man sich leicht eine gewisse Manier angewöhnte, wenn man vorzüglich fleißig nur die

Schrift:

Schriftsteller Einer Nation studierte; so habe ich dadurch andeuten wollen, daß man unmerklich mit der fremden Sprache auch einen fremden Ideen:Gang annähme. Einen merklich großen Einfluß auf die Schreibart hat auch der Systemgeist; Wir hören einen Schriftsteller, welcher seine vorigen Grundsätze gegen andre vertauscht hat, auf einmal, nicht nur dem Inhalte, sondern auch dem Style nach, eine Sprache reden, die wir vorher nie an ihm gekannt haben; Die Art der Rosenkreuzer und anderer Mystiker, sich über die alltäglichsten Dinge auszudrücken, hat eine unverkennbare Eigenheit und Gleichförmigkeit. Von dem Einflusse der Geschäfte im bürgerlichen Leben auf die Schreibart ist schon geredet worden; So wird man z. B. wenig Schullehrer finden, die nicht, durch die Gewohnheit verleitet, ihren Schülern jeden Begriff zu zergliedern, zu erläutern und alles ab Ovo herzureiten, diese unterrichtende und weitschweifige Manier selbst in ihre mündliche Unterhaltung und noch häufiger in ihre Schriften übertragen. — Nur das erhabnere Genie weiß sich von solchen Fesseln loszureißen und geht seinen ihm ganz eignen Gang.

Wang. Wer aber das auffallendste Beyspiel von dem Einflusse der Geistes-Stimmung auf den Styl sehn will, der bemerke, welche Umschaffung die französische Revolution bey den Schriftstellern dieser Nation bewirkt hat. Jene Kraft, Stärke und Härte, jene nicht geordnete Neuerungssucht, jene Kühnheit, jener Ungestüm und alles, was bey der großen Umwälzung sich thätig gezeigt hat, ist auch seit einem Paar Jahren in die Sprache ihrer Redner und Schriftsteller übergegangen; Sie haben sich neue Wörter und neue Wendungen geschaffen.

Es ist bey einer guten prosaischen Schreibart, auch ohne Rücksicht auf den innern Gehalt und auch ohne Rücksicht auf Klarheit, Popularität und Gabe der Darstellung, bloß im Mechanischen, sehr viel mehr zu beobachten, wie man gewöhnlich glaubt; das empfindet nur Der, welcher fleißig an seinen Werken feilt. Es ist da zu sehn: auf Turnerus; Wohlklang; Harmonie; Vermeidung der Cacophonie, des zu häufigen Gebrauchs derselben Wörter und solcher, die, wieder die Absicht, einen Reim bilden; auf angenehme Abwechse-

wechselung langer und kurzer Einschnitte; überhaupt auf Verbannung der Monotonie und eines zu einförmigen Ganges; darauf, daß man, nach Maßgabe des Inhalts, bald sanfte und weiche, bald kräftige, volltönende, bald rauhe und harte Wörter wähle; daß man die Perioden nicht zu oft mit kurzen Wörtern schliesse; daß man sich vor unnützen, langweiligen Umschreibungen, vor übel angebrachten Declamationen u. s. f. hüte — kurz! auf unzählige Dinge, die klein scheinen und dennoch, wegen der vortheilhaften, oder nachtheiligen Wirkung, nicht klein sind. Wir wollen immerhin dem höhern Genie gestatten, zu glauben, es bedürfe dieser Vorschriften nicht. Da sie aus der Natur dessen, was wahrhaftig schön und angenehm ist, entlehnt sind; so kann ein solches Genie sie vielleicht, ohne es selbst zu ahnen, befolgen, oder man vergißt, über den hohen Schwung seiner Gedanken und über die Kraft seines Ausdrucks, die kleinen Ungehörigkeiten der Schreibart; Allein das ist doch auch gewiß, daß mancher Schriftsteller von erhabnen Talenten deswegen, wenigstens vom großen Haufen, nicht nach Würden geschätzt wird, weil

er,

er, im eigentlichen Verstande des Worts — nicht schreiben kann, weil seinem Style jene Ausfaltung und Eleganz fehlt, die den Leser zuerst, wie das geschmeidige Organ eines Redners, einnehmen und zu der Aufmerksamkeit auf die herrlichen Sachen, die er sagt, hinreißen muß.

Ein gefälliger Perioden = Bau ist ein Haupt-Erforderniß zu einer guten Schreibart. — Ungebührllich lange Perioden machen das Lesen eines Buchs unbequem und halten immer die Erwartung unnöthigerweise gespannt; Zu kurze Absätze hemmen den Zusammenhang und brechen gleichsam die Rede in Fragmente ab. Allein der Fehler, längere Perioden zu bilden, wie manchem Leser vielleicht angenehm scheint, kann aus sehr verschiedenen Ursachen entstehen. Ein übelgeordneter Kopf, der nicht recht weiß, wo er anfangen und wo er aufhören soll, um dasjenige zu Papier zu bringen, was dunkel und verworren in seinem Gehirne herumschwebt; ein Mann, der die Sprache nicht in seiner Gewalt hat, folglich selten den Ausdruck zu finden versteht, der am kräftigsten und kürzesten den Gedanken darstellt; der kleinliche Geist, der die

Fähig:

Fähigkeiten der Leser nach seiner eignen Beschränktheit beurtheilt und daher immer glaubt, nicht deutlich genug geredet zu haben, sondern durch weitläufige Auseinandersetzungen und eingestückte genauere Bestimmungen seine Meinung begreiflicher machen zu müssen — alle Diese werden leicht in jenen Fehler fallen; Allein eben so leicht kann es auch geschehn, daß Reichthum und Fülle der Gedanken sich in ungewöhnlich lange Perioden ergießen. Der tiefe Denker hat den ganzen Satz, welchen er vortragen will, mit allen seinen Nebenbestimmungen, ungetheilt im Kopfe; Er möchte gern dies vollständige Ganze eben so ungetheilt dem Leser vorlegen und in Einen Raum zusammenfassen; Daher die langen Perioden, welche man in manchen Werken unsrer berühmtesten Schriftsteller findet. Ein auffallendes Beyspiel dieser Art giebt uns Wieland in seiner Vorrede zu Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, im historischen Calender für Damen, vom Jahre 1792. Man lese besonders den Perioden, Seite 2, und denjenigen nach, welcher beynähe die beyden Seiten 4 und 5 einnimmt! Und doch wird niemand diese Wortfügungen steif und ermüdend finden.

Eigentlich sind lange Einschnitte von der Art auch nur dann niedrig, wenn sie zu häufig vorkommen; wenn sie viel Worte und wenig Sachen enthalten; wenn in denselben keine kleinere Ruhepunkte vorkommen, bey welchen man, ohne die Stimme gänzlich sinken zu lassen, doch unmerklich Othem holen kann; und endlich wenn der ganze Sinn erst durch das Schlusswort, am Ende des Periodens, verständlich wird, indem die eingeschobnen langen Zwischenfälle das Zeitwort von der Phrase, zu welcher es gehört, trennen. Es hiesse Mißbrauch von der Geduld der Leser machen und unnützerweise Papier anfüllen, wenn ich hier Proben von dergleichen Wortfügungen abdrucken lassen wollte.

Einige unsrer Prosaisien glauben ihrem Style, durch häufigen Gebrauch der Inversionen, mehr Kraft und Lebhaftigkeit zu geben. Mäßig gebraucht thut diese Umkehrung der Wortfügung auch gute Wirkung, wenn man, in affectvollen Schilderungen, das Hauptwort, worinn der Nachdruck liegt, gleich zu Anfange der Phrase hinsetzt, z. B.: „Gelähmt war nun jede Kraft in mir; verschwunden jeder schwache
„Schmerz

„Schimmer von Hoffnung“ u. s. f. Es ist eine Art poetischen Ausdrucks; aber eben deswegen darf er in der Prose nur mit Vorsicht angebracht werden. Einer unserer Schriftsteller, dessen übrigens schon mit Lob in diesen Blättern Erwähnung geschehen ist, scheint sich vorzüglich in diese Manier verliedt zu haben. Was kann aber geschmackloser seyn, wie wenn man z. B. also anhebt: „Auf stand nun von seinem Stuhle der Schuster; gelesen wurde mit Aufmerksamkeit der Brief“ u. statt zu sagen: „der Schuster stand nun von seinem Stuhle auf und der Brief wurde aufmerksam gelesen.“

In manche Inconsequenzen des Styls verfallen die Schriftsteller durch den Gebrauch solcher Beywörter oder solcher Bilder, welche zu den Hauptwörtern, oder zu den Gegenständen, welche sie bezeichnen sollen, nicht passen. Göthe selbst gebraucht einmal in Erwin und Elmire den Ausdruck: „jene flache Jugendzeit.“ Man versteht leicht, was er sagen will; aber strenge genommen, lassen sich doch die Begriffe von Fläche und Zeit auf diese Weise nicht mit einander vermählen. Unsre

jungen Schriftsteller sind gar nicht eckel in solchen Zusammensetzungen; da liest man von „Gedanken, die den Geruch der nächtlichen „Lampe haben“ (also riechende Gedanken) und von „dem Geiste, der auf Alle vertheilt „ist“ (also ein theilbarer Geist.) Kleinere Ungehörigkeiten von der Art können dem besten Schriftsteller entwischen; sagt doch auch Archensholz irgendwo: „die Feinde hätten sich in ein „Chaos formirt.“ (Form und Chaos!)

Es begegnet uns zuweilen, wider Willen etwas Comisches zu sagen und dadurch den ernsthaftesten Schilderungen einen lächerlichen Anstrich zu geben. Ein schon mehrmals genannter Schriftsteller beschreibt einmal, mit wirklich fürchterlichen Farben, seine Gefahren und Empfindungen bey dem Krankenbette eines großen Mannes; Nach einer langen pathetischen Schilderung nun, die unsre Erwartung auf den Ausgang spannt, erfahren wir, daß — ein Stuhlgang den Schmerzen des Leidenden und der Unruhe des Anwesenden ein Ende gemacht hat. Die Sache ist ganz natürlich und hat an sich nichts Comisches; aber daß die so feyerlich vor-

beric

berettete Catastrophe sich grade in einen Stuhlgang auflöst; das giebt der Schilderung einen gar possierlichen Anstrich. Für so etwas muß sich der ernsthafteste Schriftsteller hüten; um desto wirksamere Gebrauch aber ist davon im Comischen zu machen. Da dies Comische durch Neben- und Gegeneinanderstellung contrastirender, abstechender Dinge entsteht; so ist es nicht schwer, zu begreifen, was man zu thun oder zu vermeiden habe, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen.

Oratorische Figuren, Tropen, Gleichnisse, Bilder und dergleichen, gehören eigentlich in das Gebieth der Poesie und höhern Redekunst; deswegen dürfen sie in der gemeinen Prose nur wie eine seltene Würze gebraucht werden. Da sie Kinder, theils des Witzes, theils der Phantasie sind; so passen sie übel dahin, wo entweder nur die Stimme der ernsten Vernunft, oder die einfältige Herzens-Sprache gehört werden sollte. Denn sie zerstreuen dort die Aufmerksamkeit, hier die Empfindung, die nur auf Einen Gegenstand geheftet bleiben sollen. Der tiefe Denker und der innigst Gerührte

S S

rührte

rührte sind Beide zu sehr mit diesem ihrem einzigen Gegenstande beschäftigt, als daß sie den Witz spielen und die Phantasie umherirren lassen sollten, um Metaphern und Bilder zu suchen. Als in Schillers Trauerspiele **Cabale und Liebe** der Major seine ganze Wuth, an dem niederträchtigen Hofmarschall von Kalb herausgelassen hat, sinkt allmählich sein heftiger Zorn, die Spannung seiner Seele läßt nach und er fängt nun an, den Elenden in bitter witzigen Ausdrücken zu verspotten. Kalb merkt bald, daß er jetzt nichts mehr zu befürchten hat: „Gottlob!“ ruft er aus „Er wird witzig!“

Im so genannten galanten Style hingegen giebt hic und da einmal ein unerwartet angebrachtes Gleichniß, ein gefälliger bildlicher Ausdruck oder dergleichen, dem Vortrage eine angenehme Lebhaftigkeit und beschäftigt die Einbildungskraft der Leser. Nur müssen diese Verzierungen, wie schon gesagt worden, nicht gehäuft werden. Kein Buch ist mir je in die Hände gekommen, in welchem Gleichnisse und Metaphern so auf einander gehürmt wären, wie in einer kleinen Schrift, welche den Titel führt:

führt; grönländische Prozesse. Da indessen das Buch von Anfang bis zu Ende aus nichts anderm besteht; so verdient doch das Product, wie zu einer ganz eignen Gattung gehödig; Aufmerksamkeit und Bewunderung. Man kann sich kaum einbilden, daß dem Verfasser eine so blühende Phantasie zu Gebote stehn sollte, daß ihm alle diese Bilder, während des Schreibens sich dargestellt hätten, sondern man wird versucht, zu glauben, daß er Jahre lang daran gesammelt und sie dann nur geordnet und an einander gereiht hätte.

Weit bildliche Ausdrücke und Gleichnisse dazu dienen sollen, die Sätze, welche man vorträgt, zu versinnlichen und den Gegenständen ein lebhafteres Colorit zu geben; so ist die Forderung natürlich, daß das Bild nicht kleiner, unwürdiger, unedler, wie die Sache sey, welche sie bezeichnen und herausheben soll. Solche Gleichnisse, wie das folgende ist, dessen sich einmal Plutarch bedient, thun daher selten Würzung; Er redet nämlich von der Nothwendigkeit, zuweilen durch List der Gewalt zu Hülfe zu kommen und sagt dann: „wo die Löwenz-

4

„haut

„haut nicht zureichend, da müsse man einen „Suchsbalg darannähen.“ Auch muß das Bild nichts Ungefälliges haben, wie z. B. wenn Herr Poffelt irgendwo sagt: „das Glück habe „Earln den Zwölften, wie seinen gekostesten „Buhlen umschlungen.“

Im Comischen läßt sich auch hieraus Vortheil ziehen. Wenn man z. B. in einem Roman dieser Art von einem fürchterlichen Seesturme redet und den Leser auf die Schilderung vorbereitet, die man davon entwerfen wolle, und man hebt nun an, das schäumende Meer mit Warts Eelse, die Winde mit den Blase: Bälgen der Orgel und die finstern Wolken mit der Farbe seiner schwarzen Beinkleider zu vergleichen, so kann das Lachen erregen. Shakespear verstand die Kunst vortreflich; nur machte er, wie es der Genius seiner Zeit mit sich brachte, zu häufig Gebrauch von diesen Witzelehen und noch mehr von den Wortspielen, die eigentlich zu den armseligsten Uebungen des Witzes gehören.

Manche Leute haben noch das Unglück, durch genauere Schilderungen der Details den
Aus:

Ausdruck, der vorher eine Kraft hatte, statt ihn zu verstärken, nur zu schwächen und unbestimmter zu machen.

Daß das Bild zu der Sache passen müsse, braucht wohl eben so wenig erinnert zu werden, als daß es kein Hirngespinnst, sondern aus der wirklichen, oder wenigstens möglichen Natur zu entlehnen sey. Und doch wird auch oft das gegen gefehlt, wie wir das gleich an einem Beispiele sehn werden.

Endlich ist es ein großer Fehler, wenn man seine Metapher bey der Ausführung verläßt und in eine andre umschafft. Im dritten Bande der Fragmente über Friedrich den Großen, Seite 222, steht folgende Stelle: „Der talentvollste Berliner Satan ist eher ein gehörter Esel, als ein Satan, und im Grunde doch ein guter Junge, wenn man ihn nur nicht hindert, der lieben Nahrung wegen die Welt aufzuklären.“ Es dient hier nicht zu meinem Zwecke; zu untersuchen, in wie fern diese Sprache überhaupt einem gesitteten Manne und Schriftsteller von Würde ziemt; Allein wenn nun ein-

mak dieser Ton zu der Manier dieses oder jenes Schriftstellers gehört; so kann man doch wenigstens die Forderung machen, daß aus dergleichen Stellen etlicher Witz hervorleuchte; denn auch Schimpfreden und Unsauberkeiten kann man mit Witz würzen. Hier aber ist keine Spur davon zu finden; Ein Esel mit Hörnern ist schon ein Hirngespinnst und eine Idee, die gar nichts sagt, und daß derselbe Esel vorher ein Satan und nachher ein guter Junge genannt wird — doch was bedarf es da einer weitläufigen Zergliederung?

Es war eine Zeit hindurch in Deutschland bey den Schriftstellern zur Mode geworden, um große Gelesenheit zu zeigen, ihre vorgebrachten Meinungen durch fremde Autoritäten zu unterstützen und ihre Werke mit einer Menge Citaten und mit Stellen aus berühmtesten alten und neuen Werken zu spicken. Hier von ist man zum Glück ziemlich zurückgekommen; auch pflegen unsre jungen Gelehrten nicht mehr so bewandert in einer Literatur zu seyn, die des Citirens werth wäre. Manche aber nehmen sich auch wohl die Freyheit, einen

Bros

Brocken, den sie auf einer fremden Tafel erwischt haben und von dem sie hoffen, daß ihn niemand unter ihrer Zubereitung wiedererkennen wird; dem Publico aufzutischen, als sey er aus ihrer eignen Vorrathskammer. Man nennt das ein Plagiat, zu teutsch, einen gelehrten Diebstahl; allein unwissend und unvorsätzlich kann es auch dem besten Schriftsteller begegnen, in seinen Gedanken und in der Einkleidung derselben mit einem Andern zusammenzutreffen, auch wohl etwas, das sein Gedächtniß sich aus fremden Werken zu eigen gemacht hat, wieder anzubringen. — Wer kann alles lesen? und wer kann sich immer erinnern, ob er das, was er in diesem Augenblicke denkt, nicht auch irgendwo einmal gelesen habe? Doch darf das freylich nicht zu oft kommen:

Die gebräuchlichste, obgleich gröbste Art von gelehrten Diebstählen in unsern Tagen aber treiben einige Schriftsteller, welche die Kunst erfunden haben, aus neun und neunzig Büchern das hundertste zu verfertigen. Sie wählen sich nämlich einen Gegenstand und sammeln alles, was sie darüber in fremden

Werken zerstreuet finden, bringen es in einen gewissen Zusammenhang, setzen einen Titel davor, und lassen es dann dreist weg drucken. Ich mag hier keinen von den Männern nennen, die sich auf diese Weise an fremdem Eigenthume vergriffen, kenne aber deren, die mehrere Bände auf diese Weise zusammengestellt haben, in welchen nicht eine einzige Zeile von eigener Schöpfung steht. Ich dünke, da es in dieser Welt so manches Mittel giebt, auf ehrliche Art sein Brod zu verdienen; so sollte man solche löse Künste nicht treiben. Wenn es an eignen Talenten fehlt, das Publicum schriftlich zu unterhalten, der sollte schweigen; wenigstens kann er doch mit Recht nicht verlangen, daß man ihm Geld für das bezahle, was man vorher schon einmal gekauft hat.

Hier muß ich noch ein Paar Worte über die unberufenen Nachahmer sagen. In den ichtigen Zeiten — aber es ist ja von je her also gewesen — tritt kaum ein Mann von Kraft und von Genie auf und eröffnet sich eine bis jetzt unbetretne Bahn; so hinkt auch schon ein ganzer Haufen Lahmer und Schwacher auf diesem

sem

fern neuen Wege hinter ihm her. Die Menge mißrathner Nachahmungen hat gegen manche sonst verdiente Manier einen unverdienten Wiederwillen erweckt. Von einer andern Seite aber hält diese Nachahmungssucht auch oft junge Leute von den besten Anlagen ab, in einer bekannten Gattung von Schriftstellerey groß zu werden; Denn da sie glauben, sie könnten nicht gefallen, wenn sie nicht mit neumodischen Sprüngen austräten; fällt fast aller Wettreifer auf der gelehrten Laufbahn des rechten Geschmacks weg, wo doch noch so viel zu erringen wäre. Es wird sich Gelegenheit finden, hiervon ausführlicher zu reden, wenn ich in den folgenden Blättern Bemerkungen über einzelne Zweige unsrer neuesten Literatur liefern werde.

So tadelnswerth das häufige Citiren fremder Autoritäten, das Plündern fremden Eigenthums und das slavische Nachahmen sind; eben so wenig kann man den Egoismus mancher Schriftsteller billigen, die sich selber citiren, die Personen ihrer Schöpfung wie wirklich existirend anführen, überhaupt immer auf ihre eignen Werke hin verweisen, als wenn diese jedermann

zu

zu seinem Helle nothwendig müßte gelesen haben und die, so oft sich's thun läßt, das liebe Ich, oder gar, wie die Großen der Erde, das Wir im Munde führen. Allein dies gehört in ein Capitel über Bescheidenheit der Schriftsteller, worüber schon in einem der ersten Abschnitte dieses Buchs etwas ist gesagt worden.

Ausländer; besonders einige Franzosen; haben uns oft den Vorwurf gemacht, die teutschen Schriftsteller verstünden die Kunst nicht, zu rechter Zeit abzubrechen; sie wollten jeden Gegenstand erschöpfen, ließen dem Nachdenken nichts übrig und würden dadurch trocken und langweilig.

Es ist wahr, daß vor etwa vierzig bis fünfzig Jahren dieser Vorwurf sehr gegründet seyn konnte; Damals schrieben mehrentheils nur die eigentlichen Gelehrten vom Handwerke Bücher; und diese Männer, welche gewöhnlich Professoren oder Schulichrer, folglich an die Manier einer genauen Bergliederung gewöhnt waren, dabey auch mehr unter Büchern, wie unter Menschen lebten; trafen freylich selten
den

den rechten Ton, um auf angenehme Weise ein Publicum zu belehren, bey welchem man einen gewissen Grad von Scharfsinn und Cultur voraussetzen muß. Sehr mit Unrecht aber würde man unsern jetzigen Schriftstellern von einiger Bedeutung diese Weitschweifigkeit zur Last legen; Dennoch beten unsre jungen Herrn noch immer jenen Vorwurf nach und zucken die kleinen Achseln ob der übertriebenen systematischen Ordnung und teutschen Vollständigkeiten, einiger Männer, deren Werke mehr Glück machen, wie ihre feuilles volantes. Da es in den Köpfen der mehrsten dieser besagten jungen Critiker und schönen Geister ziemlich verwirrt, auszuschn, und dartin allerley leichte Waare unordentlich aufgesammelt durch einander zu liegen pflegt; so kann in der That jene Methode ihnen nicht anders, wie sehr mühsam vorkommen. Vielleicht ist es, ein Paar gute Gedanken über einen Gegenstand, die doch wohl Jedem irgendwann durch den Hirntasten laufen, zu Papier zu bringen, ohne sich darum zu bekümmern, zu welchen Grund-Principien diese Gedanken zurückführen und auf welche Folgerungen sie leiten; über diese disjecta membra dann eine

dunkle

dunkle französische Sauce, mit Witz und Impertinenz gewürzt, hinzugießen und diese Speise, sauber angerichtet, dem verdorbenen Magen darzubieten; Es ist sehr viel leichter, sich das Verdienst zu erwerben, auf diese Weise den ohnehin schon so frivolten Geschmack des Publicums immer mehr von ernsthafter Prüfung ernsthafter Gegenstände zu entwöhnen, viel leichter, wie mit ächtem teutschen Fleiße tief in den zu behandelnden Gegenstand einzudringen, ihn von allen Seiten und von Innen und Aussen zu beschauen und die Resultate langjähriger Prüfung und Sammlung in ein System zu bringen; Aber denkende Leser werden doch wohl nicht wünschen, daß alle wissenschaftlichen Bücher in dieser Manier geschrieben würden. Mit Werken des Geschmacks ist es eine ganz andre Sache; da schwächt wirklich oft eine zu ängstliche Ausarbeitung der Details die Wirkung des Ganzen; allein davon ist hier die Rede nicht und in scientificen Werken möge man, wenn wir ja Tadel verdienen sollen, uns lieber Pedanterey, wie Oberflächlichkeit vorwerfen! doch beweisen ja manche unserer vorzüglichsten Schriftsteller, daß es einen Mittelweg giebt,
auf

auf welchem sich Gründlichkeit und guter Geschmack die Hände blethen.

Sehr selten schreiben Dichter eine gute Prose; Der Schwung, den ihre Gedanken zu nehmen gewöhnt sind und der ihnen nicht die Zeit läßt, sich bey den kleinen Verbindungs-Ideen zu verweilen; die poetischen Freyheiten in Ausdrücken und Wortfügungen, die man ihnen in Gedichten erlauben muß und — wenn ich mich so ausdrücken darf — das Privilegium, sich mehr um das zu bekümmern, was ein Gegenstand Schönes, als was er Wahres, mehr um das, was er für das Gefühl, als was er für den Verstand hat — das alles verträgt sich nicht wohl mit der so nöthigen Gründlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit des prosaischen Styls — der leichtfüßige Pegasus läßt sich ungern einspannen.

Es lassen sich unzählige Regeln geben, welche die Wirkung zum Gegenstande haben, den eine gute Schreibart auf den Verstand und auf das Herz der Leser machen soll; Hier aber ist kein Raum für sie; auch erlernt man sie

gewiß am besten durch Lectur und Übung; allein Eine Haupt-Vorschrift muß ich doch wenigstens leise berühren, und diese ist, daß, man möge nun überzeugen, oder rühren wollen, man die bessern Gründe und wärmeren Zuredungen den schwächern und Fälftern nachfolgen lassen müsse. Uebershaupt ist es der Natur der Sache gemäß, bey Abhandlung eines Gegenstandes, nicht die ganze Kraft seiner Beredsamkeit zu Anfange zu erschöpfen, wodurch sonst alles, was man nachher Gutes sagen könnte, verdunkelt wird und matt scheint; auch, bey Anordnung der Materien selbst, die wichtigeren immer auf die minder wichtigen folgen zu lassen, damit die Aufmerksamkeit der Leser nicht verfliege.

Die griechische und römische Literatur liefert uns Muster von aller Art Styls, und die letztere besonders zeigt uns an den schätzbaren Ueberbleibseln aus den verschiedenen Zeitaltern, welchen Einfluß Regierungsform, Geistes-Stimmung und moralische Ebnen und Stuthen auf die Schriftsteller eines Volks haben. Allein es ist ein noch älterer Schatz vorhanden, dessen hohen

hohen Werth so Wenige recht kennen, ich meine die Sammlung der ebräischen Gesänge und Geschichtsbücher, welche einen Theil der heiligen Schriften des alten Testaments ausmachen. An erhabner Einfalt, Würde, Kraft und poetischer Schönheit und Kühnheit des Ausdruckes übertreffen manche derselben, unter andern die Psalme, Jesaias und einzelne Stellen in den mosaischen Büchern, vielleicht alles, was je in der Art ist geschrieben worden. Dies Gefühl wird Jeder, der diese Bücher ohne bösen Willen auch nur in der Uebersetzung liest, empfinden; aber bey Dem, welcher in orientalischen Sprachen bewandert ist, muß der Eindruck freylich ungleich größer seyn. Da das Bibellesen immer feltner wird; so wünschte ich, etwas dazu beytragen zu können, daß Die, denen diese kostbaren Monumente auch nicht von Seiten der Religion ehrwürdig sind, einige Bücher des alten Testaments studieren mögten, um ihren Sinn für das wahrhaftig Große und Schöne zu schärfen. Zugleich würden sie, aus manchen Schilderungen des gesessigen, und häuslichen Lebens in jenen uralten Zeiten, mit Verwunderung sehn, daß die Menschen in ihrem Thun und Lassen und in ihren

Leidenschaften von je her gewesen, was sie jetzt sind, wenn gleich die veränderten Sitten die äussern Formen der Handlungen ändern. Endlich würde dies sehr belohnende Studium auch vielleicht unwillkürlich zum Vortheile der wahren Gottes-Verehrung wirken.

Man nehme nur zum Beyspiel die Geschichte Josephs und seiner Brüder vor! Wenn diese gänzlich erdichtet wäre; Welch' eine herzerzreifende Erzählung bliebe sie nicht noch immer! Anlage, Ausführung, die kleinern eingestreuten Schilderungen und Episoden und endlich die Entwicklung — alles ist gleich schön. Es sey mir erlaubt, noch einige Worte darsüber zu sagen!

Joseph wird zuerst wie der Liebling seines Vaters angekündigt, der ihn, theils, wie es wohl zu gescheln pflegt, deswegen, weil er ihn im Alter erzeugt hat, theils deswegen den übrigen Kindern vorzieht, weil er sitzamer ist, die Ausschweifungen seiner Brüder misbilligt und sie dem Vater verräth. Jacob zeichnet ihn daher durch eine zierlichere Kleidung aus; und nun

er:

erwacht der Neid der übrigen Söhne. Hierzu kommt, daß Joseph Diesen in der Unschuld seines Herzens ein Paar Träume erzählt, die ihm seine künftige Hoheit anzukündigen scheinen. Die Brüder fühlen sich dadurch beleidigt; selbst der alte Vater misbilligt diese Anwendung von Hochmuth, vergißt doch aber jene bedeutungsvollen Träume nicht; und dieser einzige kleine Zug macht zugleich die Leser auf das aufmerksam, was sie zu erwarten haben.

Nachdem Josephs Brüder ihn lange genug mishandelt und verspottet haben, wird endlich, als sie ihn einst, von seinem Vater zu ihnen ins Feld geschickt, ankommen sehen, der Plan bey ihnen reif, ihn zu erwürgen. Diese Bosheit ist jedoch dadurch motivirt, daß sie den Traum, welcher ihm die Herrschaft über sie versprochen hat, nicht verschmerzen können und daß sie dessen Erfüllung vereiteln wollen.

Unter den Söhnen Jacobs zeichnen sich, zu Vermeidung der Einförmigkeit in der Darstellung, ein Paar Charactere aus. Ruben, obgleich übrigens auch kein ganz edler und ents

schloßner Mann, zittert dennoch vor dem Gedanken des Brudermords und des grenzenlosen Kummer, den er seinem Vater dadurch bereiten würde; Er veranstaltet daher, daß Joseph vorerst in eine Grube geworfen wird, aus welcher er ihn nachher heimlich zu erlösen denkt; die übrigen Bösewichte setzen sich indessen, nach dieser vollbrachten That, ruhig an ihre Mahlzeit. Juda macht sich aus der Sache selbst eben kein Gewissen; Um jedoch denselben Zweck zu erlangen, ohne Blutschuld auf sich zu laden, sucht er ein Mittel ausfindig, zu machen, den Jüngling auf immer zu entfernen. Er schlägt vor und es wird beschlossen, ihn an durchreisende Sklavenhändler zu verkaufen; Man zieht Joseph aus seiner Grube, und der Handel wird geschlossen; Als nun Ruben, der von diesem allen nichts weiß, seinen Bruder erlösen will, findet er ihn nicht mehr und geräth in große Betrübniß, weniger aus wahrem Abscheu gegen die That, wie aus Furcht vor Verantwortung. Die Verbrecher färben Josephs Kleid mit Blut, als habe ihn ein wildes Thier zerrissen und zeigen dies dem Vater vor; Ruben schweigt und der alte Jacob ist,

ist, bey allen Zuredungen seiner Familie, untröstlich.

Um uns nun den Heuchler Juda in seiner ganzen Geſtalt und das Verderbniß der Sitten, das in seinem Hause herrschte, zu zeigen, wird, als Episode, seine Blutschande mit seiner Schwiegertochter und sein leichtsinniges Betragen dabey, erzählt.

Joseph ist indeß einem vornehmen Hofbedienten des Königs in Egypten verkauft worden, dessen Hochachtung und Vertrauen er in so hohem Grade erwirbt, daß derselbe ihm sein ganzes Hauswesen anvertrauet; auch gedeuget alles unter den Händen des Jünglings.

Nun erweckt seine Schönheit die strafbaren Begierden der wohlüstigen Gattin des Hofmeisters und Cämmerers Potiphars, in dessen Diensten er ist; allein er weist ihre unehrbaren Anträgen auf die edelste Art zurück: „Wie kamst Du mir zumuthen“ spricht er „daß ich also das uneingeschränkte Vertrauen meines Herrn mißbrauchen und zugleich gegen meinen

„Gott sündigen sollte?“ Sie erneuert ihre Zudringlichkeit, und als er endlich bey einer solchen Gelegenheit mit Mühe sich aus ihren Armen löswindet, ladet er ihre ganze Rache auf sich. Sie braucht nun den, solch:n Weibern eignen Kunstgriff, ihn anzuklagen, als habe er sie verführen wollen, wovon dann die Folge ist, daß der erzürnte Gemahl den tugendhaften Joseph in einen Kerker werfen läßt, in welchem die Staats; Gefangenen des Königs verwahrt werden.

Eingesperret mit Verbrechern und Bösewichten, wirkt aber auch hier der Glanz seiner Tugenden und bereitet ihm ein besseres Schicksal; Der Beamte, dessen Sorgfalt die Gefängnisse anvertrauet sind, gewinnt ihn lieb und überträgt ihm die Aufsicht über seine Mitgefangnen, die er selbst zu führen zu nachlässig ist.

Indeß sind zwey Hofbediente des Königs, der Oberschent und der Aufseher über die Bäckereyen, gleichfalls in Verhaft gekommen. Beyde werden in Einer Nacht von Träumen beunruhigt, die sie Joseph erzählen, weil sie einen
Mann

Mann zu finden wünschen, der ihnen diese Träume auslegen könnte. „Gott allein“ spricht Joseph „kann aus der Deutung eines Traums die Zukunft enthüllen; allein ich will Euch meine Meinung darüber sagen. Eure beyden Träume scheinen Erhöhung zu prophezeyn; Dir (zu dem Oberschenken) zu Deiner vorigen Würde, und Dir (zu dem Andern) Erhöhung an den Galgen. Aber wenn nun meine glückliche Vorhersagung eintrifft; (zu dem Oberschenken) so gedenke auch Meiner und befreye mich aus diesem Kerker! Ich bin ein Fremdling, ohne Schutz; aber, Gott weiß es, ich bin unschuldig.“

Josephs Traum; Deutung trifft ein; der Bösewicht wird gehenkt und der Andre, an einem feyerlichen Tage bey Hofe, wo der König guter Laune ist, in sein Amt wieder eingesetzt. Allein, wie es in der Welt geht, der Glückliche vergißt des Freundes, der ihn einst getröstet und ihm diese vortheilhafte Wendung seines Schicksals vorhergesagt hatte, und Joseph bleibt im Gefängnisse.

Erst nach zwey Jahren, da sich's begiebt, daß auch Pharao einen Traum hat, der ihm merkwürdig scheint und den alle Academisten und Professorn in Egypten nicht auszulegen vermögen, denkt endlich jener Höfling an seine Verbindlichkeit gegen den ebräischen Jüngling; jetzt, da er selbst dadurch gewinnen kann, daß er ihn auf die Scene bringt. Er macht also den Monarchen auf den gefangnen Traumdeuter aufmerksam, der dann auch aus dem Kerker hervorgeholt, sauber gekleidet und vor den König geführt wird.

Pharao erzählt nun seinen zweyfachen Traum von den sieben fetten und mageren Kühen und den sieben vollen und dürren KornÄren. Joseph bezeugt auch hier, daß Träume, Winke Gottes wären, in deren Deutung die Menschen irren könnten, indeß wagt er es, ihm seine Vermuthung darüber zu sagen und prophezehet ihm sieben reiche Erndten, auf welche aber sieben Jahre lang Miswachs folgen würde. Zuletzt fügt er den Rath hinzu, durch Anlegung großer Magazine und Aufhäufung eines Vorraths von Früchten aller Art, dem Mangel in den unfruchtbaren

baren

haren Jahren zuvorzukommen und an die Spitze dieser Unternehmung im ganzen Königreiche Einen Mann zu setzen. Pharaon gefällt die Erklärung des Traums so wohl wie der weise Rath und, voll Vertrauen zu Josephs Einsichten, beschließt er, daß dieser Fremdling selbst, mit unbeschränkter Vollmacht und dem höchsten Ansehen nächst der Person des Monarchen, das Werk dirigiren solle. Er wird daher mit Zeichen der äussern Würde bekleidet, zum Statthalter ausgerufen, erhält Sitz im geheimen Rath und ein vornehmes egyptisches Frauenzimmer zur Gemahlinn.

Nun steht auf einmal Joseph, in seinem dreysßigsten Lebensjahre, auf dem Gipfel des Glücks. Er reist in Egypten umher, trifft die nöthigen Anstalten, sammelt sieben Jahre hindurch ungeheure Vorräthe; und als nun wirklich die Zeit der Theuerung eintritt, verkauft er, auf Pharaon's Rechnung, nicht nur allen Unterthanen, sondern auch den Ausländern, die aufgehäuften Früchte.

Indeß ist im Lande Canaan der Miswachs nicht weniger groß gewesen und weil nun Jacob hört,

hört, daß in Egypten Ueberfluß an Brodorn sey, befiehlt er seinen ältesten zehn Söhnen, dahin zu reisen und das Nöthige zu kaufen; Den jüngsten aber, Benjamin, behält er bey sich, aus Furcht, es möchte diesem Lieblinge auch ein Unfall zustoßen, wie einst seinem so oft beweinten Joseph.

Die zehn Ebräer erscheinen demüthig vor dem Statthalter Egyptens, der sie augenblicklich erkennt, so wenig sie auch ahnen, wie nahe er ihnen angeht. Joseph gedenkt nun seines Traums, der Bosheit, die man an ihm verübt hat; Er will sich nicht rächen, kann doch aber die kleine Genugthuung sich nicht versagen, seinen Brüdern, zur gelinden Strafe, wenigstens einige Angst zu verursachen. Er stellt sich daher, als hielte er sie für Rundschafter, für gefährliche Leute. Vergebens suchen sie ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen und erzählen ihm ihre Familien-Verhältnisse; Er will nichts von dem Allen glauben und dringt darauf, daß Einer von ihnen gefangen zurückbleibe, indeß er den Andern erlaubt, mit den gekauften Früchten, deren sie so sehr bedürfen, nach Hause zu reisen,

reisen, ihnen aber befiehlt, zum Beweise der Wahrheit ihrer Aussagen, auch den jüngsten Bruder nach Egypten zu führen.

Jetzt erwacht in ihnen die Stimme des Gewissens: „das haben wir“ sprechen sie unter einander, „an unserm Bruder verschuldet, als wir sahen die Angst seiner Seele, da er zu uns flehete, und wir wollten ihn nicht erhören. „Darum kommt nun dies Trübsal über uns.“ Ruben aber will seine Unschuld geltend machen, indem er seine Brüder daran erinnert, daß er für den Knaben gebeten und keinen Antheil an dem Verbrechen habe.

Diese Reden werden in Josephs Gegenwart geführt; Man weiß nicht, daß er die Sprache versteht. Der edle Mann wird gerührt durch die Rückertinnerung jener Zeiten; Er wendet sein Gesicht weg und vergießt Thränen. Indessen bleibt es bey dem Befehle; Simeon wird gefesselt und muß zurückbleiben.

Um die Ebräer in noch größere Verlegenheit zu setzen, läßt Joseph ihnen heimlich das
für

für die Früchte bezahlte Geld wieder mit in ihre Säcke legen, und der Schrecken ist unbeschreiblich, der sie ergreift, als sie nach Hause kommen und diese Entdeckung machen.

Aber größer noch ist der Jammer des alten Vaters, bey der Nachricht, daß er unter keiner andern Bedingung seinen Sohn Simeon wieder auslösen kann, als wenn er Benjamin nach Egypten schickt. Er vermag nicht, sich dazu zu entschließen, obgleich Ruben sich für das Leben des Jünglings verbürgen will. Unterdessen sind die erkauften Früchte bald aufgezehrt; und da die ältern Söhne Jacobs sich ohne Benjamin, nicht in Egypten dürfen sehn lassen und auch Juda dem Vater heilig verspricht, eher sein eignes Leben zu verlihren, ehe Benjamin Leides geschehn soll, willigt der Greis endlich ein, bezieht ihnen auch, Geschenke für Joseph und doppelt so viel Geld mitzunehmen, als, vermüthlich aus Irrthum, in die Säcke sey gelegt worden; worauf er dann mit betrübtem Herzen sie abreisen sieht.

Dun erscheinen sie abermals vor Joseph, dessen Haushofmeister, den sie vorher zu gewinnen

nen

nen suchen, von dem wiedergefundnen Gelde nichts wissen will. „Seyd getroffen!“ spricht er „Euer Gott hat Euch unerwartet einen „Schatz finden lassen; den Preis für das Getraide habe ich richtig erhalten.“ Hierauf wird ihnen Simeon wieder zugeführt und sie sollen mit Joseph speisen. Voll Auaß nähern sie sich diesem großen Manne und fallen ehrerbietig vor ihm nieder. Da aber Joseph den geliebten Bruder sieht, der mit ihm Eines Mutter Brust gesogen hat, wird sein Herz ihm von sanfter Wehmuth gepreßt; Er muß dem zärtlichen Drange Lust machen, eilt in seine Cammer und vergießt süße Thränen: Als er sich erholt hat, tritt er wieder heraus und läßt das Mahl zubereiten, bey welchem Benjamin köstlicher, wie die Andern bewirthet und, zur größten Verwunderung der Israellten, jedem von ihnen nach seinem Alter der Platz angewiesen wird.

Nach diesem Schmause und da nun Jacobs Söhne früh Morgens wieder abreisen wollen, gebiethet Joseph seinem Haushofmeister, nicht nur abermals jedem von ihnen das, für das Getraide bezahlte Geld, sondern auch noch dem
jüngs

jüngsten, Benjamin, einen silbernen Becher in den Sack zu legen. So läßt er sie dann abreißen, ihnen kurz darauf nachjagen, und sie des Diebstahls wegen zur Rede setzen. Die Brüder, ihrer Unschuld sich bewußt, unterwerfen sich einer genauen Durchsuchung, mit dem Bedinge, daß Der, bey welchem das Entwendete gefunden werden würde, des Statthalters Slave seyn sollte, welches dann angenommen wird. Die Untersuchung geht vor sich; aber nichts gleicht ihrer Bestürzung, als grade Benjamin es ist, der sich für den Dieb erkennen lassen muß. Verzweiflungsvoll kehren sie nun nach der Residenz zurück und erscheinen auf's Neue vor Joseph, der ihnen die bittersten Vorwürfe macht und sich stellt, als könne nichts ihn bewegen, Benjamin von der bedungenen Sklaverey loszusprechen.

Jetzt tritt Juda auf und erschöpft seine ganze Beredsamkeit. Er schildert ihre häusliche Lage, erzählt, was zwischen ihnen und dem alten Vater vor ihrer Abreise vorgegangen sey und wie Dieser gesagt habe: sie würden, wenn sie Benjamin nicht wieder zurückbrächten, seine grauen

grauen Haare mit Jammer und Herzeleid in die Grube bringen. Zuletzt bittet Juda flehentlich, doch ihn, statt des jüngsten Bruders, zum Sklaven anzunehmen.

Länger kann nun Joseph sich nicht halten; Er läßt alle Ägypter hinausgehen; giebt sich seinen Brüdern zu erkennen — ein Stroh von Thränen erstickt seine Worte — verzeiht ihnen; spricht ihnen Muth ein und erkundigt sich zärtlich nach seinem alten Vater. „Ihr „seyd“ sagt er „nur Werkzeuge in der Hand „Gottes gewesen, um mich zu diesem großen „Glücke zu befördern, obgleich Eure Abstehe „damals strafbar war. Aber jetzt stehe ich auf „dem Gipfel irdischer Hoheit und kann Euch „und so Vielen helfen. Und nun ziehet hin „und holet meinen Vater, daß er hier wohne „und frohe Tage in seinem Alter erlebe! Ich „bin Herr über Ägypten und will Euch eine „schöne Gegend, das Land Gosen, anweisen, „zu Eurer Niederlassung.“ Er umarmt dann auf seine Brüder, vor allen Benjamin, der mit ihm von Einer Mutter ist. Der König, der dies erfährt, nimmt nicht weniger Theil an dieser glück-

glücklichen Begebenheit: Er beschenkt reichlich die Brüder seines Lieblings, (Benjamin wird abermals vorzüglich bedacht) und gibt ihnen Wagen und Lastthiere mit, um mit Haab' und Gütern her nach Egypten zu ziehn. „Oder „lasset auch alles daheim!“ spricht er „Hier „soll es Euch an nichts fehlen.“ So reisen sie denn ab, ermahnt von Joseph, unterwegs einig zu leben.

Anfangs kann Jacob die frohe Nachricht nicht für wahr halten; als er aber die Geschenke sieht, glaubt er ihren Worten, und nun überläßt sich sein Herz einer unermesslichen Freude. „Ich muß hin“ ruft er „hin, zu meinem Joseph, daß ich ihn an meine Brust drücke, bevor „ich sterbe.“ Die Anstalten zur Reise sind bald getroffen und sie ziehn nach Egypten.

Als sie der Grenze nahe kommen, wird Juda vorausgeschickt; Joseph fährt sodann seinem Vater entgegen, fliegt an seine Brust und hängt lange sprachlos an seinem Halse. Die Familie wird Pharaos vorgestellt; der ehrwürdige ebräische Greis segnet den König und
wird

wird von ihm mit ausgezeichnete Achtung behandelt. Alle werden versorgt und ihnen die Wahl freigestellt, wo sie sich niederlassen wollen; Sie wählen das Land Gosen und leben nun in Ruhe und Wohlstande.

Dies ist der Auszug aus der rührenden Geschichte Josephs, die freylich, in der einfachen biblischen Sprache gelesen, unendlich gewinnt. Ein französischer galanter Schriftsteller, Monsieur Bitaubé, hat sie, wenn ich nicht irre, in zierlichen Reimlein, zu einer Art Epopée travestirt. Es ist lange her, daß ich dies Product nicht gelesen habe, doch erinnere ich mich, daß mir damals der biblische Joseph doch lieber war, wie der Joseph, par Monsieur Bitaubé.

Ich glaube keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich auch noch eine Skizze von dem schönen Familien-Bemählde liefere, das uns in dem Buche Tobias aufgestellt ist; Unter zehn Lesern ist doch wohl kaum Einer, der die biblischen Geschichten je aus dem Gesichtspuncte ihrer ästhetischen Schönheit studirt hat.

Tobias, Einwohner einer galiläischen Stadt, aber mit seinen Landesleuten unter Salmanassars Regierung in assyrische Gefangenschaft gerathen, war ein tugendhafter, religiöser und dabey schon in seinen jüngern Jahren sehr verständiger Mann. Alles, was er besaß, theilte er mit seinen gefangnen Brüdern und Verwandten und blieb dem Gottesdienste seiner Väter und den Gesetzen seines Volks treu, obgleich Viele seiner Landesleute ihm das Beyspiel vom Gegentheil gaben.

Mit seinem Weibe Hanna hatte er einen Sohn erzeugt, den er auch Tobias nannte und ihn fromm und sorgfältig erzog.

Der Ruf seiner Rechtschaffenheit erwarb ihm Salmanassars Zuneigung und er erhielt die Erlaubniß, frey aller Orten hinzugehn und seine Geschäfte zu treiben. Diese Freyheit nützte er dazu, daß er in die Städte umherreiste und seine gedrückten Mitbrüder tröstete. Unter andern liehe er, gegen eine Handschrift, einem sehr armen Israeliten, der Sabel hieß, eine Summe Geldes, die ihm der König geschenkt hatte.

Unter

Unter Salmanassars Nachfolger wurden die Juden noch härter behandelt; und nun setzte Tobias seine menschenfreundlichen Dienste fort, speiste die Hungrigen, kleidete, beschenkte, tröstete die Dürstigen und Traurigen und begrub die Erschlagenen und Gestorbenen. Darüber wurde der König Sanherib erzürnt, nahm ihm seine Güter und wollte ihn tödten lassen; aber Tobias entfloh und hielt sich bey Freunden versteckt, bis er, nach des Tyrannen Ermordung, wieder zum Vorschein kommen durfte, da ihm dann auch sein Vermögen zurückgegeben wurde.

Einst an einem Religions-Feyertage, ließ er durch seinen Sohn eine Gesellschaft gottesfürchtiger Freunde zu einem großen Gastmahle einladen. Indes wurde ihm gemeldet, daß wiederum ein Erschlagener auf der Straße läge; da stand er dann von Tische auf, gieng hin, trug die Leiche heimlich in sein Haus und versteckte sie daselbst; aber nun aß er sein Brod mit Trauren. Sobald es darauf Nacht wurde, begrub er den Todten und also fuhr er fort in dergleichen menschenfreundlichen und religiösen Geschäften, obgleich seine Freunde ihn

warnten, daß er doch nicht abermals den Zorn des Königs auf sich laden mögte.

Endlich einmal, als er auch nach Hause gieng, nachdem er Todte begraben hatte, übersiel ihn eine Müdigkeit, so, daß er sich an eine Mauer hinlegte und einschlief. Indem er nun erwachte, fiel Unreinigkeit aus einem Schwalbens Neste in seine Augen (vielleicht hatte auch die Feuchtigkeit der Mauer viel dazu beygetragen) und er verlor von der Stunde an den Gebrauch seines Gesichts.

So hart nun auch diese Prüfung für den armen Tobias war; so verließ ihn doch nicht seine Geduld und Zuversicht zu Gott; auch da nicht, als selbst seine Freunde Seiner spotteten und sein Weib, das ihn nun mit Hand-Arbeit ernähren mußte, ihm den schlechten Erfolg seiner mühsamen guten Werke und den Verlust so viel reicher Almosen vorwarf. Aber er fühlte doch tief die Härte seines Schicksals, weinte bittere Thränen, und betete inbrünstig zu Gott, um Hilfe, oder um den Tod.

In eben dieser Stunde seines Herzens-
 Ergießung flehete auch, fern von da, in der
 medischen Stadt Nages, ein Frauenzimmer aus
 Tobias Verwandtschaft, Sara, Raquels Toch-
 ter, zu ihrem Schöpfer. Sie war siebenmal
 Braut gewesen; immer aber war der Bräutigam
 vor Vollziehung der Hochzeit gestorben.
 Es war bekanntlich bey den Juden ein Schimpf,
 ledig zu bleiben, und daß sie nun vollends auf
 solche Weise ausgezeichnet dazu bestimmt schien,
 das hatte ihres Vaters Magd verleitet, Ihrer
 zu spotten. Das arme gekränkte Mädchen
 schüttete also ihr Herz gegen den Allwissenden
 aus und bat, er mögte diese Schmach von ihr
 nehmen. „Du weißt es, Gott!“ sprach sie,
 „daß ich nicht aus Leichtsinne oder böser Ver-
 „gierde eines Mannes begehrt habe, sondern
 „um, nach dem Willen meiner Eltern, meine
 „Bestimmung zu erfüllen. Vielleicht aber hast
 „Du mich einem Andern aufbewahrt und die
 „Gestorbenen sind Meiner, oder ich bin Ihrer
 „nicht werth gewesen. Auf Deine Hülfe also
 „setze ich meine Zuversicht; denn ich weiß
 „fürwahr, daß wer Dir treu dient, nach der
 „Aufsehung getröstet, aus Trübsalen erlöset
 „wird

„wird und nach der Züchtigung Gnade
„findet.“

Sara's und Tobias Gebete wurden nun
in Einer Stunde vor den Thron des Höchsten
gebracht und der Engel Raphael abgesandt,
Beyden Hilfe zu verleyhen.

Indeß hoffte Tobias, Gott werde ihn,
seinem Wunsche gemäß, sterben lassen und rief
daher seinen Sohn zu sich, um ihm seinen
letzten Willen zu eröffnen. „Wenn ich tod bin“
sprach er „so ehre Deine Mutter und gedenke,
„welche Schmerzen und Sorgen Du ihr ge-
„macht hast, welche Gefahr sie ausgestanden,
„als sie Dich unter ihrem Herzen trug! Dein
„Lebenlang habe Gott vor Augen und im Hers-
„zen und hüte dich, daß Du in keine Sünde
„willigest, noch handelst wieder seine Gebote! *)
„Von Deinen Gütern hilf den Armen und
„fliehe nicht den Anblick der Noth! — Gott
„wird

*) Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

„wird Dir's vergelten. Hast Du viel; so
 „gib reichlich; hast Du wenig; so gib auch
 „das Wenige mit treuem Herzen! — Dadurch
 „wirfst Du Dir einen unvergänglichen Schatz
 „sammeln. Sey keusch; sey einst Deinem
 „Weibe treu! Hüte Dich vor Hochmuth in
 „Reden und Handlungen, denn er führt zum
 „Verderben. Entziehe dem Arbeiter keinen
 „Augenblick seinen verdienten Lohn! Handle
 „immer so gegen Andre, wie Du wünschest,
 „daß sie gegen Dich handeln mögen! Fliehe
 „böse Gesellschaften; und wenn du Rath be-
 „darfst; so suche ihn bey Denen, die weise
 „sind! Hilf Jedem, dem Du helfen kannst und
 „versäume nicht, zu Dem zu beten, ohne dessen
 „Leitung alles Bestreben nichtig ist!“ *)

Hierauf verordnet Tobias noch, daß einst
 sein Weib an seiner Seite begraben werden soll,
 giebt dann seinem Sohne Nachricht von der
 Schuld/Forderung, die er an Gabel hat, welcher
 gleich:

*) Wie viel edler und einfacher sind diese herrlichen
 Lehren, wie die, welche Shakespear im Hamlet
 dem jungen Laertes von seinem Vater geben läßt!

gleichfalls in der oben genannten Stadt Nages wohnt und trägt ihm auf, dies Geld, gegen die erhaltene Handschrift einzuziehen. Zuletzt spricht er noch dem Jünglinge Muth ein: „Wir sind zwar arm“ sagt er „aber wir werden nie Mangel leiden, wenn wir Gott vor Augen haben, Laster fliehen und Gutes thun.“

Der junge Mann verspricht, seines Vaters Lehren treu zu befolgen; nur ist er verlegen, wie er es anfangen soll, in einer ihm ganz fremden Gegend, den Mann zu finden, der ihn Schuldner ist. Um diese Schwierigkeit zu heben, rath ihm der Vater, jetzt, da er noch lebt, abzureisen und sich nach einem erfahrenen Führer umzusehn. Der Sohn geht darnach aus und findet sogleich einen feinen Jüngling, der sich zum Wegweiser anbiethet — und dieser Jüngling ist kein Andern, wie der Engel Raphael selbst, in menschlicher Gestalt. — Da dieser ihm zeigt, daß er in Nages und sogar in Gabels Hause vollkommen bekannt ist, meldet dies Tobias seinem Vater und der Fremde wird hereingeführt. „Gott gebe Dir Freude“ spricht der Engel. „Wie kann ich armer Mann Freude
„ha

„haben“ antwortet der Alte „da ich das Tages
 „Licht nicht sehn kann?“ „Habe Geduld“
 erwiedert Jener, „Gott wird dir bald helfen.“
 Und hierauf wird von der vorhabenden Reise
 geredet; Man erkundigt sich nach der Heymath
 des Fremden, und der Engel giebt sich für einen
 Israeliten aus, nennt auch ein Geschlecht, das
 Tobias bekannt ist. Mit einem Zutraun, das
 die Einfalt der damaligen Sitten characterisirt,
 vertrauet nun der Vater dem Fremdlinge seinen
 einzigen Sohn an; giebt ihnen die Handschrift
 und das Nöthige zur Reise mit und wünscht
 ihnen Segen auf ihrer Wanderung.

Nachdem sie fort sind, fängt die betrühte
 Mutter an, heftig zu weinen und ihrem Manne
 Vorwürfe zu machen — ganz in der Manier
 des weiblichen Geschlechts! — Sie, die immer
 bis jetzt über ihre Armuth gewünselt hatte, spricht
 nun: „den Trost unsers Alters hast Du uns
 „genommen und weggeschickt. Ich wollte, daß
 „das verwünschte Geld nie gewesen wäre, wenn
 „wegen er fort ist. Die Armuth hätte uns
 „nicht drücken sollen. Hätten wir nur unsern
 „Sohn bey uns; so wären wir reich genug.“

Der

Der geplagte Alte wendet alles an, sie zu trösten; und sie beruhigt sich endlich.

Indeß wandern der junge Tobias und sein Gefährte getrost ihren Weg fort — Ein treues Bündlein läuft vor ihnen her. Die erste Tagesreise geht bis zum Flusse Tygris; Hier wird der junge Mensch, der noch nie dergleichen gesehen, durch den Anblick eines großen Fisches erschreckt; sein Führer aber giebt ihm Anweisung, wie er den Fisch fangen soll; Man ergreift ihn, da zappelt er und wird getödtet. Ein Theil wird gebraten; der Rest zur Reise eingesalzen; Herz, Galle und Leber aber soll der Jüngling aufbewahren, weil sie als Arzneey Dienste thun. „Und was für Uebel, lieber Bruder!“ fragt Tobias „vermag man denn zu heilen, mit dieser Arzneey?“ „Ein Stück vom Herzen“ antwortet Jener „auf Kohlen geworfen, vertreibt böse Geister und die Galle nimit den Stahr von den Augen weg, wenn man sie auflegt.“

Als sie nun endlich nach Rages kommen, will Tobias sich mit seinem Freunde wegen der
Herz

Herberge bereden, welche sie wählen möchten.
 „Wir müssen“ spricht der Engel „bey Deinem
 „Vetter Raguel einkehren. Gott hat Dich anders
 „ersehen, sein Schwiegersohn und sein Erbe zu
 „werden.“ Tobias bezeugt seine Furcht vor
 dieser Verbindung, denn er hat erzählen gehört,
 welch' ein Schicksal der böse Feind schon sieben
 Männern, die um Sara geworben, zubereitet
 hätte; allein sein Führer beruhigt ihn mit der
 Versicherung, daß der Teufel nur über laster-
 hafte Menschen Gewalt ausüben könne. Zu-
 gleich giebt er ihm Anweisung, mit welcher
 frommen Sittsamkeit und Mäßigung er sich
 seiner Braut nähern und wie er durch Hülfe
 des Räucherns mit der Fisch-Leber alle Zauberey
 vereiteln solle; Sie kehren also bey Raguel ein.

Hier muß ich die Erzählung durch eine
 Bemerkung unterbrechen; Der Gedanke, daß
 zweyen Menschen, die in zwey verschiednen
 Ländern zu gleicher Zeit zu Gott beten, durch
 denselben Engel geholfen wird, der sie nun zus-
 sammenbringt und ihre Schicksale vereiniget,
 und dieß durch eine einzige Handlung, die auf
 ganz natürliche Weise herbeygeführt wird, daß
 der

der Schuldner, welchen Tobias sucht, grade auch in der Stadt Nages wohnt; dieser Gedanke ist so schön und giebt dem Gange der Geschichte eine solche Einheit, daß man unsern heutigen Comödien-Schreibern, Romanens-Fabricanten und Märchen-Dichtern nichts Bessers anrathen kann, als daß sie, weil sie doch nicht häufig die Natur selber zu studieren pflegen, wenigstens die Meisterwerke des Alterthums aufmerksamer lesen mögen, um zu lernen, wie nöthig und von welcher guten Wirkung die Einheit der Handlung in jeder Erzählung ist.

Raguel empfängt die Fremden mit Gastfreundschaft. Ihm fällt die Aehnlichkeit des einen Jünglings mit seinem alten Vetter Tobias auf, dessen er sich mit Wärme und Liebe erinnert. Der Engel läßt ihn ausreden und überrascht ihn dann mit der Nachricht, daß er das einzige Kind dieses ihm so theuren Verwandten vor sich sehe. Nun drückt Raguel, mit Thränen in den Augen, den jungen Tobias an sein Herz und ruft aus: „Gesegnet seyst Du! Du bist eines frommen Mannes Sohn.“ Weib und Tochter nehmen Theil an seiner freudigen Nahrung.

Hier

Hierauf wird Anstalt zur Bewirthung der Gäste gemacht; aber Tobias — abermals ein Pinselstrich zu dem Gemälde der Einfacht damaliger Sitten! — Tobias will nicht eher etwas genießen, als bis er seine Bewerbung angebracht habe. Raguel; so erwünscht ihm auch diese Verbindung sonst seyn mußte, zittert doch davor, daß seinen geliebten Nette das Schicksal der gestorbenen sieben Bräutigame treffen mögte. Als er nun ärgert, Antwort zu geben, redet ihm der Engel zu, verheißt ihm die Hülfe Gottes; und Sara's Vater löst Vertrauen zu den Fügungen des Höchsten, legt die Hände der jungen Leute in einander und giebt ihnen seinen väterlichen Segen; die Ehesstiftung wird aufgesetzt, die Mahlzeit gehalten und die Brautkammer zugerichtet, deren Schwelle Sara weinend betritt.

Tobias befolgt in allen Punkten die Vorschriften seines treuen Führers, ist enthaltsam, betet, räuchert und der Engel verbannt den bösen Zauber-Geist. Indes kann Raguel sich nicht von der Furcht befreyn, es mögte seinem Schwiegersohne dennoch ergangen seyn, wie den
ersten

ersten Leben Männern. Er rechnet so wenig darauf, ihn lebendig wiederzusehn, daß er sogar schon, mit betrübtem Herzen, um Wittersnachs ein Grab bereitet, um, nach jüdischer Sitte, den Todten vor Tages Anbruch zu beerdigen. Damit er jedoch aus dieser peinlichen Ungewißheit gerissen werde, trägt er seiner Frau auf, eine Magd heimlich in die Brautkammer schleichen zu lassen. Dies geschieht, und man findet das junge Paar gesund neben einander in den Armen des Schlags liegen.

Nun erhebt sich allgemeiner Jubel im Hause; das Grab wird wieder gefüllt und neue Zubereitung zum Schmause gemacht, an welchem alle Freunde und Nachbarn Theil nehmen sollen. In der Freude seines Herzens schenkt auch Raguel die Hälfte seiner Güter dem Schwiegersohne und verschreibt ihm die andre Hälfte, auf den Fall seines Todes. Das gegen aber bittet er ihn dringend, er möge nun auch noch ein Paar Wochen bey ihm bleiben. Tobias will gern die Erfüllung dieser Bitte mit der Pflicht gegen seinen alten Vater vereinigen und ersucht daher seinen Gefährten,

den

den er immer für einen Menschen hält, statt
 Seiner zu Gabel zu, reisen, *) gegen die
 Handschrift das Geld einzufordern und den
 vieljährigen Freund seines Hauses zugleich zur
 Hochzeit einzuladen. „Du weißt“ spricht er
 „daß mein Vater Tag und Stunde bis zu
 „meiner Rückkunft zählt; Blicke ich zu lange
 „aus; so würde sein Herz betrübt, und doch
 „kann ich Naguels Bitte nicht wohl abschlagen.
 „Nun aber gewinne ich Zeit, wenn Du statt
 „Meiner weiter reisest.“ Der Engel verspricht
 es, zieht nebst einem anständigen Gefolge ab und
 kehrt bald mit dem Gelde und begleitet von Gas
 bel zurück.

Sie sitzen grade am Tische, als Dieser ans
 kömmt; Tobias steht auf; Sie umarmen sich
 und Gabel ergießt sich in unzähligen Hochzeits
 Complimenten, Glückwünschen und Segnungen;
 der Schmaus wird fortgesetzt, jedoch mit Mäßigs
 keit und Gottesfurcht.

Da

*) Dieser wohnte also doch nicht mehr in Nages,
 wenigstens nicht in der Stadt selber; vielleicht
 in der Gegend.

Da doch aber das Hochzeitsfest den jungen Mann länger aufhält, wie es der erste Reiseplan mit sich brachte, wird der alte blinde Vater bekümmert, weint und sucht vergebens sich allerley Fälle zu denken, um die Ursachen dieser Zögerung zu erklären. Noch mehr aber jammert Hanna und hört nicht auf, nach der Weise der mehrsten Frauenzimmer, sich und ihrem Manne unnütze Vorwürfe über das Geschehene zu machen, das doch nun nicht mehr zu ändern ist, nämlich darüber, daß sie das einzige Kind haben ziehen lassen. Dies Gewinne wird endlich dem Alten lästig; Er faßt seinen Muth wieder zusammen, gebethet ihr, zu schweigen und stellt sich wenigstens, als sey er vollkommen beruhigt über das Schicksal des Jünglings. Die gute schwache Frau aber läßt sich damit nicht befriedigen, sondern fährt fort zu klagen und geht täglich hinaus, um auf die Strafe hin zu sehn, ob der geliebte Sohn noch nicht erscheint, wodurch er nun freylich um nichts früher ankömmt.

Indeß sucht Diaguel alles anzuwenden, um seinen Schwiegersohn noch eine Zeitlang bey sich

sich zu behalten und thut den Vorschlag, er wolle einen Boten nach Hause schicken; doch giebt er endlich den Einwendungen des jungen Mannes nach, der ihm vorstellt, daß die heiligen Pflichten gegen seine Eltern ihn in die Heymath zurückrufen. Er empfiehlt ihm nur Sara, segnet sie Beyde, stattet sie zur Reise aus und giebt ihnen einen Reichthum an Knechten, Mägden, Vieh, Kostbarkeiten und Geldem. „Und die Eltern nahmen die Tochter, küßten sie, und ließen sie von sich und vermahnten sie, daß sie ja sollte ihres Mannes Eltern ehren, wie ihre eignen, ihren Mann lieben, das Gesinde fleißig regieren und sich selbst züchtlich halten.“ — Kann man besser und einfacher in wenig Worten die ganze Hauptsamme der Pflichten einer Hausfrau vortragen?

Nun ziehen sie fort; nachdem sie aber den halben Weg zurückgelegt haben, thut der Engel den Vorschlag, Tobias möge, um desto schneller ankommen zu können, mit ihm vorausgehn, die junge Frau aber mit dem Gefolge und Gepäck gemächlich nachreisen lassen. Dies wird angenommen; Tobias aber muß des geschlach-

terten Fisches Galle zu sich stecken und sie machen sich auf den Weg.

Eines Tages nun, als Hanna, ihrer Gewohnheit nach, auf einen Hügel gestiegen ist, um die Gegend zu überschauen, späht ihr mütterliches Auge in weiter Entfernung schon den Liebling ihres Herzens aus, eilt hin zu dem Alten und verkündigt ihm die frohe Nachricht. Die Wandernden kommen indeß näher und das treue Hündlein, das die Gegend wieder erkennt, läuft voraus, wedelt mit dem Schwanz, springt und stellt sich fröhlich. Namenlose Wonne ergreift die Eltern; der Greis vergißt Alter und Blindheit, rafft sich auf, will seinem Sohne entgegenreiten, stößt sich aber und läßt sich dann durch einen Knecht führen. Nach den ersten Umarmungen schreitet hierauf der junge Tobias sogleich zu der Fuß seines Vaters; Er bestreicht eine halbe Stunde lang die Augen desselben mit der Galle, zieht dann die Stahr-Haut davon, und — Tobias sieht das Tages-Licht wieder. Inbrünstiges Dank-Gebet zu Gott strömt nun aus den Herzen der frommen Familie.

Nach sieben Tagen kommt dann auch Sara mit dem Gefolge und den Schätzen an; Nun sieht man neue Scenen der Freude; Nachbarn und Verwandte eilen herbey; das Frohlocken und die Festlichkeiten dauern eine ganze Woche hindurch.

In den ruhigern Stunden aber hat der junge Tobias seinem Vater mit lebhaften Farben die Wohlthaten und die Sorgfalt geschildert, welche sein Reise-Gefährte ihm bewiesen, und Dieser denkt deswegen ernstlich daran, ihn auf eine ausgezeichnete Weise zu belohnen. Der edle Greis hält es nicht für zu viel gethan, wenn er dem Fremden dafür, nach dem Vorschlage seines Sohns, die Hälfte seines ganzen Vermögens anbiethet; Sie rufen ihn also herbey und thun ihm diesen Antrag; aber jetzt giebt sich ihnen Raphael als den Engel Gottes zu erkennen, der keines Goldes und keiner irdischen Schätze bedarf. Er ermahnt sie, im Gebete und guten Werken fortzufahren; Voll Ehrfurcht und Anbethung fallen sie zur Erde nieder — In dem Augenblicke verschwindet der Engel.

Jetzt erhebt sich Tobias Seele zu einem erhabnen Lobgesange. Einige Nachrichten von dem fernern Wohlstande der frommen Familie und den glücklichen Schicksalen ihrer Nachkommenschaft endigen die Geschichte.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes über Etyl und Schreibart, sey es mir erlaubt, nur noch Eine kleine Bemerkung hinzuzufügen! Aus den Arbeiten mancher neuerer Schriftsteller sieht man eine Art von Besorgniß hervorschiimmern, es möchte nicht genug bemerkt werden, wenn sie einen Zug, der Menschenkenntniß verräth, einen nicht gemeinen Gedanken, oder einen moralischen Kernspruch anbringen. Desfalls halten sie sich bey einer solchen Stelle sehr lange auf, bereiten vor, wiederholen, malen aus und schwächen auf diese Weise Kraft und Wirkung des Gesagten. Nicht eine Spur von dieser Ungehörigkeit findet man in den alten Meisterswerken. Forderungslos, in der edelsten Simplicität und gedrungensten Kürze, ist alles hingeschrieben; Selbst die überraschendsten Bilder, aus den geheimsten Urkunden der menschlichen Natur abcopirt, sind da ohne Fingerzeige und

Aus

Ankündigung aufgestellt, dem Leser von Gefühl
überlassen, sie zu bemerken, wenn er erstaunt
davorsteht — Und das ist denn der wahre Cha-
racter einer erhabnen, würdigen Schreibart!



VII.

Bruchstücke über Poesie, besonders über
deutsches Dichterwerk.

Poesie ist Ausdruck der lebhaftesten, wärmsten Empfindung, der erhöhten Leidenschaft, oder der exaltirten Phantasie. Wenn die Seele von einem Gegenstande so erfüllt ist, daß Sinnlichkeit und Vernunft gleichsam vermengt werden und in einander schmelzen, daß man zu denken und zu beurtheilen glaubt, was man eigentlich nur fühlt und, umgekehrt, unsre Gedanken zu lebhaften sinnlichen Gefühlen werden; so entsteht diejenige Stimmung, welche man gewöhnlich, ziemlich unpassend, Begeisterung nennt, (denn die Sinnlichkeit spielt doch die Hauptrolle dabey.)

In einem solchen Zustande von Spannung nun, pflegt der Mensch eine Sprache zu reden, die von der gemeinen, kalten, leidenschaftlosen
Sprache

Sprache sehr verschieden ist. Da wird der Verschlossene gesprächig, der Schwäher gedrungen, und der Mann von gemeinen Talenten zum Redner. Da bekommt die alltäglichste Sache einen Anstrich von Feuerslichkeit; Da wird der Vortrag bald materlich, bilderreich und verweilt schwelgend bey reizenden Gegenständen, bald eilt er hinweg über Nebenparthien, zu dem Hauptziele hin, wovon seine Phantasie trunken ist; ergießt bald das gepresste Herz in zehnfache Wiederholung des Ausdrucks derselben Empfindungen, bald deutet er nur an, mit kurzen, abgerechneten Worten und setzt voraus, man könne ihm folgen, in dem Fluge seiner Einbildungskraft. Da scheint ihm das Große einen Augenblick klein und unwürdig, indeß er an dem Kleinen eine bedeutungsvolle Seite bemerkt. In der täuschenden Nachahmung dieser Sprache besteht die Dichtkunst.

Dies ist, so viel ich es einsehe, der richtige Gesichtspunct, aus welchem man die Poesie beurtheilen muß, und darnach lassen sich die subjectiven und objectiven Regeln für die Dichtkunst bestimmen; darnach läßt sich ausmachen, welche

Gegenstände sie behandeln darf, wer die Sprache des Dichters reden soll und welches diese Sprache ist.

Sehr mit Unrecht, dünkt mich daher, hat man die Poesie eine Sprache der Götter genannt. Wenn man sich überhaupt redende Götter vorstellen sollte; so würde man glauben müssen, daß ihre Sprache der reinste, klarste, bestimmteste Ausdruck der nüchternsten kalten Vernunft und unverzerrten Weisheit seyn würde, ohne Schmuck, deren die hohe Weisheit nicht bedarf; ja! sogar ohne eigentliche Wärme, weil diese eine leidenschaftliche Empfindung, ein sinnliches Gefühl voraussetzt. Ich mache diese Bemerkung nicht umsonst; sie soll ankündigen, daß ich, gegen die gewöhnliche Meinung, welche die Neuern den Alten nachgebietet haben, es nicht nur gar nicht für nöthig, sondern für ganz unnatürlich halte, daß man Götter und Halbgötter in den heroischen Trauerspielen in Versen reden lasse; Aber freylich! wenn man Diesen allerley Arten von Leidenschaften andichtet; so muß man sie auch eine leidenschaftliche Sprache reden lassen. Da nun überhaupt das Trauerspiel

spiel ein Gemälde leidenschaftlicher Verirrungen und Handlungen ist; so denke ich, die heroischen Stücke, in welchen Wesen einer höhern Art auftreten, können überhaupt kein Interesse für einen Mann von richtigem Gefühle haben; denn diese Wesen müssen uns entweder in menschlich empfindende Geschöpfe travestirt werden, oder ihre hohe, kalte Weisheit contrastirt mit dem Genius des Trauerspiels.

Poesie also ist wirkliche oder nachgeahmte Sprache der Leidenschaft und der Phantasie. Wenn man mir diesen Begriff gelten läßt; so muß man mir erlauben, auch folgende Vorschriften darauf zu gründen; Erstlich: man kann keine Personen die poetische Sprache reden lassen, von welchen man voraussetzen muß, daß sie mit kaltem Blute und nüchterner Vernunft reden, wovon eben zum Beispiele die Götter und Halbgötter sind angeführt worden. Wohl aber kann man die Thaten und Toden solcher Wesen in Versen besingen; Dann ist es der Dichter, welcher exaltirt wird, wie in der Epopee; und wenn er Götter redend einführt; so ist es begreiflich, daß er sie in dem Tone reden läßt

läßt, auf den er gestimmt ist; (der Einheit des Vortrags wegen) Das fällt aber bey dem Trauerspielen weg, wo man die Illusion haben soll, sie selber vor Augen zu sehn. Zweytens: man kann nicht in einer poetischen Sprache Gegenstände darstellen, die gar nicht gemacht sind, uns in die sogenannte Begeisterung, in jenen Zustand von Spannung zu setzen. So kann uns Anbetung des allmächtigen Schöpfers, so kann uns Bewunderung des unermesslichen Weltgebäudes in die Höhe stimmen; aber es würde lächerlich seyn, in Versen eine Anweisung zu geben, wie das englische Schuhwachs verfertigt werden muß. Man ahnet hier wohl, daß ich sogar manche Art von Lehrgedichten für eine unnatürliche Gattung erklären werde; und man irrt nicht; Nie ist da, wo man nur die Stimme der unterweisenden, kalten Vernunft hören soll, die poetische Diction gut angebracht. Endlich drittens: wenn der Gegenstand von der Art ist, daß er unsre Empfindung erhöhn und unsrer Phantasie einen ungewöhnlichen Schwung geben kann; so darf man dann auch über diesen Gegenstand keine gemeine Dinge, bloß in poetischer Form, sagen.

Hiers

Hierbey aber muß ich noch verschiednes erinnern: Es kann nämlich geschehn, daß der Gegenstand, den ein Dichter besingt, äußerst gemein und unpoetisch scheint; alsdann aber muß dieser Gegenstand wenigstens idealtisch seyn. Daher gehören die Fabel und das Schäfergedicht in das Gebiebt der Poesie; denn indem der Dichter sich in eine Welt von eigener Schöpfung hineinzaubert, ist seine Phantasie erhöht und man muß ihm erlauben, für diese selbst geschaffne Welt auch seine eigne Sprache zu schaffen. Ferner: der Witz, welcher unter ganz verschiednen Dingen eine Aehnlichkeit findet, ist darum schon an sich eine Art Poesie. — Es ist eine Operator der Phantasie; und hieraus läßt sich erklären, warum auch das Stnngedicht eine nicht unnatürliche Gattung ausmacht. Und dann: alle diese Regeln werden im Comischen vorsehlich übertreten, wo man, wie schon im vorigen Abschnitte ist gesagt worden, die gemeinsten Dinge in einer poetischen Sprache sagt, um durch den Contrast Lachen zu erregen. Daß es nicht immer erhabne, sondern nur erhöhte Empfindungen sind, welche den Dichter beseelen, brauche ich wohl kaum zu erinnern;

Ein

Ein hoher Grad von Muthwillen und froher Laune ist auch Exaltation, und ihr verdanken die satyrischen Schilderungen, muntre Episteln, Trinklieder u. d. gl. ihr Daseyn.

Es besteht aber die poetische Sprache nicht bloß darin, daß man bey dem Dichter einen höhern Schwung der Gedanken, kühnere Wendungen und Bilder aller Art findet; sondern, da man von je her vorausgesetzt hat, daß der Mensch, im exaltirten Zustande, auch einen besondern Wohlklang in seine Rede lege, welcher derselben eine Art von musicalischer Harmonie gäbe; so ist daher der Gebrauch bestimmter Sylbenmaße entstanden und man hat sogar die Poesie einen Gesang und die Dichter Sänger genannt. Das Sylbenmaß oder Metrum nun besteht in einer periodischen Abwechselung einer gewissen Anzahl langer und kurzer Sylben, nach einer bestimmtem Ordnung.

Was sind aber lange und kurze Sylben? Dies können wir aus der Natur der Sache beantworten. Eine längere Sylbe ist gewiß nicht die, auf welche man willkürlich in der gemeinen

nen

nen Rede den Accent zu legen pflegt, sondern die, welche unsern Sprachorganen mehr Mühe, sie hervorzubringen, macht, wie eine andre, wobey wir also länger verweilen müssen. Jedermann fühlt, daß man nicht eben so schnell das Wort Kraft, wie das Wort es aussprechen kann, obgleich beyde nur einsylbig sind. Die Römer und Griechen haben nicht nur hiernach auf das strengste die Regeln für ihre Prosodie festgesetzt, sondern es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß sie in der Aussprache der gemeinen Rede diesen Maßstab genau zum Grunde gelegt haben. Wir hingegen und manche andre, besonders nördliche Völker, haben, bey der Menge von Mitlautern, womit unsre Sprachen angefüllt sind, unsre Organen daran gewöhnt, die größten Schwierigkeiten zu überwinden, so daß wir es fast nicht mehr merken, ob eine Sylbe ursprünglich lang oder kurz ist. Je nachdem es uns nun bequem scheint, in mehrsylbigen Wörtern, das erste, zweyte, dritte oder vierte Glied zu accentuiren, übertreten wir die Regeln, welche uns die Natur an die Hand giebt. Das Wort Heimlichkeit z. B. ist offenbar ein Molossus (— — —);
wie

wir können keine von den drey Sylben, woraus es besteht, für kurz halten; Indeß sind wir nun etymal daran gewöhnt, das Gewicht auf die erste zu legen, über die andern beyden aber hinweg zu eilen. Das ist aber in der That nicht gut und giebt grade unsrer sonst so wohlklingenden Sprache die Rauigkeit, worüber fremde Völker klagen.

Ist es denn nun also recht, nach dieser gewöhnlichen, an sich schon fehlerhaften Aussprache, unsre Prosodie einzurichten? Nichts weniger! Die Franzosen bekümmern sich nun freylich so wenig um die Quantität der Sylben, daß sie sogar in ihren Versen sich nicht einmal nach dem Sprachgebrauche richten. Dies böse Beyspiel soll uns aber nicht verführen und, meiner Meinung nach, muß jene Rücksicht auf die Schwierigkeit der Aussprache uns die strenge Regel für die Quantität an die Hand geben.

Man wende htergegen nicht ein, daß alsdann oft der oratorische Accent mit dem poetischen in Widerspruch kommen würde, nämlich, daß wir im Lesen doch, des Sinnes, des Ausdrucks

drucks wegen, den Accent auf Sylben würden legen müssen, die der Dichter wie kurze Sylben gebraucht hätte! das muß bey vollkommenen Gedichten der Fall nie seyn können; Grade darinn besteht ein Theil der poetischen Kunst, daß man die Ausdrücke so wähle, daß beyde Arten von Accenten genau mit einander übereinstimmen. Dann kann der Dichter mit Tönen malen und größere Wirkungen hervorbringen, wie der prosaische Schriftsteller. Was wäre auch, ohne diese Kunst, die Poesie? Ein einförmiges Klingklang: Spiel für die Ohren. Was könnte wohl wieder sinniger seyn, als die Sprache der Leidenschaft in eine solche Form zu bringen, daß sie sich, ohne Rücksicht auf das Gewicht einzelner Ausdrücke, nach einer gewissen Weise müßte herleynern lassen, so daß, wenn es dem Dichter bequem wäre, er eine Sylbe, auf welche der ganze Nachdruck des Affects läge, seinen hinkenden Trophäen (— v) zur letzten Sylbe anfließe, oder sie an die Spitze eines schleppenden Jamben: Fußes (v —) setze? Und doch treffen wir davon die häufigsten Beyspiele in allen französischen Gedichten und in unsern ältern versificirten Trauerspielen an. Nur

Einen Vers aus Weiffens Eduard dem Dritten zur Probe :

„Glorreicher Eduard! sey tausendmal wills
„kommen!“

Hier ist die Sylbe Glor kurz gebraucht, die doch offenbar lang seyn mußte; lang des oratorischen Accents wegen; lang, weil sie aus vier, nicht leicht flüchtig auszusprechenden Buchstaben besteht, worunter drey Consonanten sind und der vierte ein breiter o ist; lang endlich, sogar dem Sprachgebrauche nach. Mit den Sylben cher, send und will in diesem Verse hat es dieselbe Bewandniß.

Wenn also der Dichter in dem Drange seiner Empfindung oder in dem Schwunge seiner Phantasie seine Verse zur Welt gebracht hat; so versuche er es erst, sie zu lesen, als wären sie Prosa und merke dann, wohin das Gewicht des Ausdrucks fällt, ob nicht vielleicht grade auf Sylben, die er wie kurze gebraucht hat! Und wenn er mit dieser Arbeit zu Ende ist, untersuche er auch, ob die, auf welchen der Nachdruck nicht liegen soll, durch ihren Bau,
durch

durch die Schwierigkeit, sie schnell auszusprechen, nicht vielleicht einen falschen Nachdruck bekommen. Und so streiche er dann aus und verbessere, bis er jede Ungehörigkeit von der Art ausgemerzt hat, wenn er anders will, daß seine Werke unsre kleinen Musen-Almanachs überleben sollen!

Die Sorglosigkeit mancher unsrer poetischen Schriftsteller über diesen Punct geht sehr weit. Folgende Verse sind von dem guten Claudius, der sich überhaupt über Beobachtung der wahren Quantität der Sylben ein wenig zu leichtfertig hinwegzusetzen scheint:

„Am Weinacht: Abend kam Kunz her.“

Die lange Sylbe nacht ist hier kurz gebraucht, und statt daß der oratorische Accent auf Kunz liegen sollte, ist auch dieses, mit drey Consonanten ausgestattete Wort, kurz genommen:

„Wenn mein Aug' Unrecht siehet.“

Hier kann Aug' um so weniger kurz seyn, da es sogar noch eine verschluckte zweyte Sylbe in sich schließt; Wenn und recht müßten auch nicht wie kurze Sylben gebraucht worden seyn.

Daß die mehrsten jungen Dichter alle diese Regeln mit Füßen treten, versteht sich von selber. Das Ausfeilen macht Mühe; Mühe, Kunst und Fleiß zu verstecken, das ist ein Talent, welches nur den höhern Genies gegeben ist. Bey uns machen aber die höhern Genies selten Verse, wohl aber eine Menge Menschen, die sonst nichts zu treiben wissen und zu sonst nichts Geschick haben.

Kamler sagt: (in seiner Einleitung in die schönen Wissenschaften) wir hätten wenig reine Spondäen; (— —) Ich meine, wir haben daran einen fast unbequemen Ueberfluß, durch die, unsrer Sprache von Ausländern so oft zum Vorwurfe gemachte Menge der doppelten Consonanten und Dyphthongen. Schonnend, liebend, furchtbar, herzlich, Kirchgang u. d. gl. sind doch wohl Spondäen, wenn gleich eine fehlerhafte Aussprache über die letzte Sylbe hinwegellt; Aber ein Mann, dem die Harmonie seiner Sprache lieb ist, verfällt auch nicht in diesen Fehler, wenigstens nicht da, wo er öffentlich redet. Traurig ist es indessen, daß grade unsre öffentlichen Redner mehrentheils
am

am wenigsten von richtiger Declamation verstehen. Dies ist vollends gar nicht den Schauspielern zu verzeihen, die ausserdem nichts zu thun haben, und dennoch fast Alle so unwissende Leute sind, daß ihnen die ersten Anfangsgründe der Theorie der schönen Künste unbekannt bleiben.

Daß es ein Fehler sey, so allgemein er auch eingerissen ist, alle einsylbige Wörter willkürlich, bald kurz, bald lang zu brauchen, (anceps) ist schon aus dem oben Gesagten leicht abzusehn. Eine Sylbe, deren Aussprache mit Schwierigkeiten verknüpft ist, kann nie kurz werden, selbst dadurch nicht, daß eine noch längere ihr zur Seite steht. So kann z. B. das Wort Wissenschaft nie für einen Dactylus (— vv) gelten. Nur die Freyheit kann man dem Dichter einräumen, da, wo es der oratorische Accent erfordert, eine kurze Sylbe in eine lange umzuschaffen, nicht aber umgekehrt; Man kann sich willkürlich verwillen, aber nicht einen natürlichen Aufenthalt wegschaffen. So viel über die einzelnen Sylbensätze; nun etwas vom ganzen Sylbenmaße!

Das Sylbenmaß besteht aus der Zusammenstellung der Sylbensüße, nach einer gewissen gewählten Ordnung, und hat zum Gegenstande die Bewürkung der Harmonie, die jedes geistige Vergnügen erhöht.

Die Alten hatten eine Menge von Sylbenmaßen, die sie verschieden anwendeten, je nach dem die Gattung des Gedichts, die Empfindung, welche sie ausdrücken oder erwecken wollten, und die Schilderungen, womit ihre Phantasie das Wort ausschmückte, es erforderten. Es ist natürlich, daß man nicht wohl in hüpfenden Dactylen klagen, und eben so wenig in schweren Spondäen das Toben eines Wasserfalls schildern kann; Also ist es auch wohlgethan, zu Gedichten, in welchen häufig Bilder von dieser oder jener Art vorkommen, kein Metrum zu wählen, das nicht leicht, oder gar nicht, solche Sylbensüße zuläßt, die geschikt sind, die bezweckte Wirkung hervorzubringen.

Griechen und Römer aber erfanden sich vielerley Versarten, in welchen nicht nur auf eine angenehme Abwechslung der Sylbensüße

Rück:

Rückſicht genommen, ſondern auch dem Dichter erlaubt war, wenn der Ausdruck es erforderte, einen Spondaus an die Stelle eines Dactylus, ja! auch wohl an die Stelle eines Jambus zu ſetzen, ſelbſt hie und da einmal dafür einen Anapaſt (v v —) einzuschieben.

Die Völker der neuern Zeit haben, und zwar nur einige derſelben, erſt ſpät angefangen, ihren Gedichten dieſe ſo nöthige Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zu geben. Sie gebrauchten faſt Alle nur ſolche Verſarten, in denen, ohne Abwechſelung, immer derſelbe Fuß angewendet werden mußte. Die franzöſiſche Poeſie hat, neben dieſer Unvollkommenheit und einer gänzlichen Vernachläſſigung der Quantität, in den mehrſten ihrer Verſarten, noch die höchſt widerwärtige Anwendung der Hemistiſchen ſich zum Geſetze gemacht. Dieſe Hemistiſchen brechen jeden Verſ in zwey Theile, welches, ſo äußerſt unangenehm es, lange fortgeſetzt, dem Ohre klingen muß, dennoch ſehr ſtreng beobachtet wird. An folgenden Verſen aus Voltair's *Henriade* wird dieſes deutlicher zu ſehn ſeyn.

**Des fureurs des humains | c'est ce qu'on
doit attendre.**

**Mais ce que l'avenir | aura peine à com-
prendre.**

**Ce que Vous même encor' | à peine
Vous croirés :**

**Ces monstres furieux | de carnage al-
terés etc.**

Es ist begreiflich, daß dieser, immer an derselben Stelle angebrachte Ruhepunkt, oft mit den wahren oratorischen Ruhepunkten in Widerspruch kömmt. An diesen Versen kann man dann auch ein Beyspiel sehn, wie sorglos selbst die besten französischen Dichter mit dem Sylben-Gewichte umgehen. Die Wörter fureurs, qu'on, peine und carnage sind, der gemeinen Aussprache und ihrer natürlichen Quantität zum Trohze, so gestellt, daß Voltaire in fureurs die erste Sylbe lang und die zweyte kurz, qu'on und peine wie einfache kurze Sylben, und in carnage die erste lang und die andern beyden wie eine einzige kurze Sylbe anwendet.

Unsre ältern teutschen Dichter von einiger Bedeutung, unter Andern Gellert, leyerten,

so ziemlich nach französischer Manier, ihre eintönigen Versarten; Die geistlosen Nachahmer führen in dieser Weise fort; und lange Zeit hindurch schläferete man sich in Teutschland mit solchen Versen ein, wie sie der Freyherr von Trenk, freylich um dreysßig Jahre zu spät, noch jetzt zu Tage fördert, welches man jedoch diesem merkwürdigen Manne um so weniger übelnehmen kann, da jene Periode, in welcher er mit der Cultur hätte fortrücken müssen, für ihn gleichsam nicht existirt, weil er sie im Kerker hingeschmachtet hat.

Die aus der Einsörmigkeit der Versarten entstehende Monotonie wurde noch vermehrt durch den von uns und andern Völkern der neuern Zeit als nothwendig angenommen Gebrauch des Reims. Ueber die Vortheile und Nachtheile desselben ist schon oft, besonders in der oben angeführten Einleitung in die schönsten Wissenschaften, so viel Gutes gesagt worden, daß ich, der ich ungern abschreiben möchte, mich dabey nicht lange aufzuhalten brauche. So viel scheint im Allgemeinen gewiß zu seyn, daß der Reim, welcher durch Harmonie

und hörbare Symmetrie dem Ohre gefällt, unter der Hand eines Mannes von Genie den poetischen Werken einen neuen Grad von Schönheit und Vollkommenheit geben kann; (wie er denn sogar in lateinischen Gedichten nicht ohne Würfung ist angebracht worden, wovon ich nur das alte Lied: *Mihi est propositum etc.* zum Beyspiele anführe) daß er aber auch aus der Feder schlechter und mittelmäßiger Dichter, welche die dabey vorkommenden Schwierigkeiten nicht zu überwinden verstehen, manches Product geliefert hat, gegen welche die Prosa eines oberdeutschen Zeitungsschreibers Harmonie und Wohlklang ist.

Das Studium der Alten, welches vor dreißig Jahren bey uns noch nicht so, wie jetzt, vernachlässigt wurde, führte endlich unsre bessern Dichter darauf, nicht nur den an Schönheit reichen Hexameter, sondern auch andre Versarten, in welchen Sylbensüße von verschiedner Art abwechseln, bey uns einzuführen. Bodmer und Klopstock zeigten in den einzigen beyden teutschen Epopäen, was ein schöpferisches Genie in unsrer Sprache zu leisten vermag. Namlers Oden werden, so lange man teutsch redet und

liest,

liest, für Meisterstücke gelten müssen. Welch' ein harmonischer Wohlklang, Welch' eine herrliche, edle Sprache, Welch' eine poetische Kunst, Welch' ein Feuer, Welch' ein erhabener Schwung der Gedanken, und doch dabey so viel Klarheit bringt aus diesen Oden hervor! Diese Klarheit, diese Deutlichkeit, vermisst man in manchen unsrer andern lyrischen Dichter; Schon Aristoteles aber rechnet sie unter die Erfordernisse eines guten Gedichts: *σαφής μὲν καὶ ἠὲ τὰ πρῶτα*. Nicht dadurch erhebt man sich über die gemeine Sprache, daß man sich verwirrt und unverständlich ausdrückt; Es muß zwar dem Sänger erlaubt seyn, sich neue Wortfügungen zu schaffen und, in dem Fluge seiner Phantasie, sich über manche Conventionen der alltäglichen Rede hinwegzusetzen; allein wenn der Leser sich erst anstrengen muß, um aus den verworrenen Constructionen irgend einen Sinn hervorzufuchen und er am Ende vielleicht gar findet, daß dieser mit so großer Mühe errungene Sinn ihm nichts Erhabeners sagt, als was man täglich in guter Hausmanns-Prosa zu hören pflegt; so kann wahrlich der Genuß, den eine solche Poesie verschafft, nicht groß seyn. Indessen sind die
mehr:

mehrsten Nachahmer von Klepstocks Oden in diesen Fehler verfallen.

Größere Freyheiten im Sylbenmaße, wie irgend Einer seiner Vorgänger, hat sich der unvergleichliche Wieland genommen; aber es sind nicht Freyheiten zu Deckung des Mangels an Kunst, nicht Freyheiten des Gemächlichen, der neue Regeln schafft, oder alle Regeln verachtet, wenn er sich die Mühe nicht geben will, seine Gedichte nach den Vorschriften gehörig auszuheilen; sondern es sind Freyheiten, die dem Dichter mehr Gelegenheit darbieten, ihm weitem Spielraum geben, Schönheiten anzubringen, womit sein großer Genius das Werk ausschmücken mögte; Freyheiten endlich, welche mit Erfolge zu nützen, eine sehr große Kunst erfordern. Das unerschöpfliche Talent dieses großen Mannes aber hat uns gezeigt, daß, in aller Gattung von Poesie, die deutsche Sprache, nach dem Bedürfnisse, dieselbe Würde, die Kraft, den Wohlklang, die Feinheit, die Leichtigkeit, die Gedrungenheit und kurz! alle Schönheiten sich eigen machen kann, weswegen wir die vorzüglichsten Gedichte aller ältern und neuern Nationen,

tionen, mit denen sämtlich Wieland vertrauet ist, zu bewundern pflegen.

Ein Zeitraum von etwa funfzehn Jahren hat unter unsern Mitbürgern Dichter erweckt, worauf jedes Volk des Erdbodens stolz seyn würde; Leider! aber ist das letzte Jahrzehend nicht so reich an solchen Erscheinungen gewesen; vielmehr ist es offenbar, daß wir wieder zurücksinken. Doch darf man dies nicht wie allgemein gesagt verstehen. — Ist doch in diesem Zeitraume auch Schiller zuerst als Dichter aufgetreten — der Mann, unter dessen Händen alles, was er berührt, in Gold verwandelt wird; Allein gewiß ist im Ganzen seit einigen Jahren die Ausbeute auf unserm Parnasse sehr armselig gewesen. Hieran sind, wie ich glaube, hauptsächlich folgende Dinge Schuld: zuerst die täglich mehr einreißende Vernachlässigung des Studiums der Alten; sodann die Art, wie unsre jungen Leute auch lebende fremde Sprachen treiben, die sie selten mehr studieren, sondern nur lernen, sie zu plaudern und zu verstehen; ferner die übel angewendete Nachahmung der Freyheiten, welche große Dichter sich mit

den

den Versarten und Sylbensüßen genommen haben; endlich aber, mehr wie das alles, die unverzeihliche Nachlässigkeit und Incorrectheit, selbst unsern bessern Dichter, in ihren neuern Werken, welche sich dann jene Anfänger zum Muster nehmen. Noch könnte ich unter diese Ursachen die Leichtigkeit rechnen, mit welcher auch die elendesten Arbeiten solcher Art, durch Hülfse der Almanachs, Blumenlesen, Journale u. s. f. einzeln in das Publicum gebracht werden können.

Ad vocem *Musen's Almanach* fällt mir ein, daß ich neulich zufällig über den gerieth, welchen Voß für das Jahr 1792 herausgegeben hat, und daß ich mich dabey einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren konnte, darüber, daß selbst dieser Mann, für dessen Talente ich die höchste Achtung hege und der, schon allein durch seine meisterhafte Uebersetzung der *Odyssee*, sich unvergänglichen Ruhm erworben, sich so weit hat herablassen können, mit unter jene Sammlung zum Theil so sehr mittelmäßige Producte aufzunehmen.

Es sey mir erlaubt, um mich nicht zu lange dabey aufzuhalten, nur der Sinngedichte Erwähnung zu thun, die in diesem Almanach mit E unterzeichnet sind. Man denkt sich, meine ich, bey einem Sinngedichte, ein Gedicht, darinn Sinn ist, oder es müßte denn, wie lucus a non lucendo, deswegen so heißen, weil kein Sinn darinn seyn dürfte. Aber nicht nur Sinn, sondern Scharfsinn, Witz, etne pointe; soll darinn seyn, weil man sonst nicht begreifen kann, was den Dichter gespornt haben sollte, etwas in Versen zu sagen, was man nicht einmal in Prosa drucken zu lassen, der Mühe werth halten würde. Nun bitte ich aber, folgende zwey Epigramme zu lesen:

Die Interpreten.

Interpret, was ist das? „Ein Dollmetsch“
 Aber ein Dollmetsch?
 Läßt die Gedanken in Ruh, Worte zermetscht
 er für toll.

Schmierax.

Hät' ihm sein böser Stern nur wenig
 Schaam geschenkt,
 Längst hätte Schmierax sich erhenkt.

Doch

**Doch einem Hund' an Unverschämtheit gleich,
Lebt er und bellt und kriecht sich adelich und
reich.**

Es bedarf wohl keines Commentars zu diesen unnachahmlichen Epigrammen. Schärfe und Neuheit der Gedanken, Richtigkeit der Versification und Adel und Würde des Ausdrucks wetteifern hier mit einander — pfuy, der Schande! daß so etwas — auf die Nachwelt? — nun das wohl nicht, aber daß so etwas auf die Messe kommen darf!

Allein kann man es den schlechten Dichtern verdenken, daß sie dergleichen Waare einschicken, wenn der Sammler selbst sich erlaubt, (freylich, weil er sein Publicum kennt, das es so genau nicht nimmt) solche Epigramme unter seinem eignen Namen einzurücken, wie folgende sind?

Die Menschlichkeit.

Anteres fordert der Mensch und die Menschlichkeit. Jeglicher Becher
Kühlt dem Menschen den Durst; Menschlichkeit bildet ihn schön.

und:

und :

**Grabchrift eines Jünglings ; aus
dem Griechischen.**

Was doch frommt der Gebährerin Angst?
was Kinder mit Schmerzen
Auserziehen, um sie bald wieder verwelken
zu sehn?

Ihrem Pianor ein Grab, dem Jünglinge
baute die Mutter.

Willig hätte der Sohn solches der Mutter
gebaut.

Ueber den poetischen Werth dieser beyden
Eingedichte werden wohl alle Leser von einigem
Geschmacke einig seyn. Was den Sinn betrifft ;
so bin ich nicht so glücklich gewesen, aus dem
ersten irgend einen herauszufinden, der die
Mühe des Suchens lohnte. Das zweyte hat
freylich einen griechischen Verfasser ; allein man
kann im Griechischen auch gemeine Dinge sagen,
und daß es natürlicher sey, ein altes Weib frü-
her sterben zu sehn, wie einen Jüngling, das
ist doch wohl etwas sehr Gemeines. — Einem
Manne, wie Boß ist, muß man so etwas nicht
hingeht lassen.

Weil nun zu den alten, allgemein anerkannten Dichter-Privilegien, in unsern Tagen noch so viel neue hinzugekommen sind, und ferner die Nachlässigkeiten mancher neuerer Dichter ein böses Beyspiel in der ungebührlichsten Ausdehnung dieser Privilegien geben; so ist es in der That fast leichter geworden, ein Gedicht nach neuerer Art zu machen, wie eine wohlgeordnete, gute Prosa zu schreiben. — Es sey mir erlaubt, dies etwas genauer auszuführen!

Weder materielle, noch formelle Schwierigkeiten findet unser rüstiger Versemacher bey der poetischen Diction zu überwinden. Er darf die alltäglichsten Dinge in der so genannten Sprache der Götter sagen; ja! er glaubt, den albernsten Gedanken durch diese Firma veredelt zu können; also hat jedes mittelmäßige Genie, bey jeder Veranlassung, Beruf, als Dichter aufzutreten. Seine Ungeschicklichkeit im Periodenbaue, seinen Mangel an Darstellungskunst und seine Unwissenheit in der Sprache, verbirgt er hinter den poetischen Freyheiten, die ihm gestatten, sich neue Wörter und Wortfügungen zu schaffen, abzukürzen, zu dehnen, einzuflicken

fließen u. s. f. Der Mangel an Erhabenheit wird durch Verschrobenheit, Dunkelheit und Verworrenheit ersetzt. Würde im Ausdrucke und eine edle Sprache werden nicht erfordert; man mischt also, besonders im Comischen, nach dem Beyspiele der beliebtesten Dichter, die pöbelhaftesten Ausdrücke mit ein. Weil man willkürlich alle Arten von Sylbenfüßen zusammensetzen kann; so ist jede geschriebene Zeile ein Vers, denn jedes Wort hat ja doch eine Quantität, und macht es für sich allein keinen Sylbenfuß aus; so thut es dies doch in Verbindung mit der ersten Sylbe des folgenden, um so mehr, da es dann mit der Quantität auch auf keine Weise genau genommen wird.

„Wie befinden Sie Sich?“

— —, — v v, —

„Necht wohl, Ihnen zu dienen.“

— —, — v v, — —

„Haben Sie meinen neuen Dammastuken

— v v, — — — —, — v v,

„Schlafrock gesehn?“

— v v, —

Das sind Verse, und keine von den schlechtesten! Solche kurze und lange Zeilen nun, ohne Ordnung unter einandergemischt, (bestände auch manche derselben nur aus einem einzigen Sylbensfuße) werden zusammengesetzt und heißen ein Gedicht; denn daß in einem ganzen Stücke von der Gattung eine nicht veränderte Versart beobachtet werden sollte, darauf kommt es gar nicht an. Endlich fällt auch der Zwang des Reims weg — und so ist denn jede Prosa, besonders wenn sie schlecht und verworren genug dazu ist, in wenig Augenblicken, bloß durch die Art, wie sie abgeschrieben wird, in ein Gedicht verwandelt.

Ich sehe grade den ersten Theil von Schmidts Geschichte der Teutschen vor mir liegen, und es fällt mir ein, den Versuch zu machen, ob ich nicht den Anfang der Vorrede zu diesem schätzbaren Werke in ein Gedicht nach neuester Manier verwandeln könnte, ohne Ein Wort zu versetzen. — Es wird dazu wohl keiner Anrufung der Musen bedürfen.

„Meine Absicht bey diesem Werke ist, zu
zeigen,

„Wie Teutschland seine dermaligen Sitten,

„Aufs

„Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissen:
schaften,

„Hauptsächlich aber seine so sehr

„Ausgezeichnete Staats- und Kirchen: Ver:
fassung bekommen

„Habe; kurz, wie es das geworden sey,
„was es

„Wirklich ist.“

Hier ist denn nun auch das Metrum zu dieser
Poesie:

— v, — v v, — v, — v, — v, — —
v, — —, — v v, — v v, — —
— —, — v, — v, — v v, — —, — —
v, — v, — v, v v, —
— —, — v v, — —, — v v, — v v, — —
— v, — v v, — v, — v, — v, v
— —, —,

Wer dies Beispiel für unpassend und jene
Schilderung für übertrieben hält; der lese, ich
bitte darum, lese unsre Verse: Calenderchen,
Taschenbüchlein, Blumenlesen, Journale, Ma:
gazine u. s. f. und erstaune über den Gehalt der
Waare, die uns jetzt für Poesie verkauft wird!
Und dies geschieht leider! nicht bloß von junaen

Anfängern; sondern, grade herausgesagt, selbst einige unsrer größten Dichter respectiren sich und das Publicum so wenig, oder werden jetzt von den Mäusen so übel bedient, daß sie unter ihrem Namen Verse drucken lassen, die, wenn sie, in den Tagen unsrer aufblühenden Poesie, ein Schulknabe in Secunda seinem Lehrer als Specimen vorgelegt hätte, ohne weitre Censur, ad Marginem, durch eine Figur mit Ohren würden bezeichnet worden seyn. Wahrhaftig, hochachtungsvolle Dankbarkeit für die genußvollen Stunden, welche diese Männer mir, in meinen Jünglingsjahren, durch ihre herrlichen Gesänge verschafft haben, hält mich ab, hier ihre Namen zu nennen; und da ich auch gern so wenig wie möglich abschreiben möchte, was schon gedruckt ist; enthalte ich mich, mehr Beispiele von guten und schlechten Gedichten aus jener und der jetzigen Zeit einander hier entgegen zu setzen. Es wäre aber wohl der Mühe werth, daß ein Mann, der zu dieser Arbeit die nöthigen Talente hätte, sich durch ein eignes Werk von dieser Art verdient machte und darinn, durch Zergliederung der einzelnen Schönheiten in Materie und Form der Fehler, Ungehörigkeiten,

keiten, Plattheiten, Unregelmäßigkeiten und Härten, unsre angehenden Dichter von der Sorglosigkeit zurückschreckte, mit welcher sie arbeiten.

Die glänzendste Periode unsrer Dichtkunst hat, wenn ich nicht sehr irre, mit dem siebenjährigen Kriege angefangen und umgekehrt mit dem Jahre 1780 aufgehört. Weil es in dieser Zeit noch nicht so viel Sammlungen gab, deren Unternehmer oft froh sind, wenn sie nur Materialien genug geliefert bekommen, um die Bogenzahl anzufüllen und man ferner, aus leicht zu begreifenden Ursachen, die Gedichte nicht schockweise machte; so circulirten damals manche einzelne Meisterstücke nur handschriftlich. Unter diesen erinnere ich mich mit Bewunderung des ganz vortreflichen Liedes: „Hier will ich um Callisten klagen.“ Der Verfasser dieses Stückes, voll Dichtersfeuer und inniger Empfindung, heißt Niemann, war Advocat in Hannover, und hat nachher sehr unglückliche Schicksale erlebt. Da dies schöne Lied, so viel ich weiß, nie ist gedruckt worden, es mögte denn vielleicht in einer Sammlung musicalischer Com-

positionen seyn; (denn es haben, wenn ich nicht irre, einige Tonkünstler auch eine Melodie dazu gesetzt) und es wenigstens ausser dem nördlichen Teutschlande nicht sehr bekannt geworden ist; so glaube ich keinen Tadel zu verdienen, wenn ich es, am Ende dieses Abschnitts, als Muster einer hinreissend schönen poetischen Diction abschreibe.

Hier will ich um Callisten klagen;
 Hier in dem Schooß der Nacht allein.
 Hier darf mein Auge Thränen wagen
 Dem Tage mit Verräthern draun.

Drängt dich Euch an mich, dicke Schatten;
 Sey schwärzer, dunkle Mitternacht!
 Laß Schrecken sich mit Schrecken gatten,
 Und sey für meinen Schmerz gemacht!

Calliste! — Name, den in's Herze
 Der Himmel mir mit Blute schrieb —
 Gedanke, heilig meinem Schmerze
 Und ewig meiner Seele lieb —
 Calliste! sieh' Alcindorn weinen. —
 Um Dich, sonst weint Alcindor nicht,
 Dem keine Güter reizend scheinen,
 Dem, ausser Dir, kein Glück gebracht.

Steh',

Sieh', wenn Du kannst, die letzten Föhren —
 Doch nein! verbirg sie, Mitternacht!
 Sie müßten Augen weinen lehren,
 Worinn zu schön die U. huld lacht.
 Noch fern von mir sey zu beneiden,
 Calliste! glücklich sey Dein Herz;
 Genieße Du der Jugend Freuden,
 Und laß mir ganz der Liebe Schmerz!

Vergiß die letzte Abschieds: Stunde —
 Doch ach! wie schrecklich steht sie da!
 Sie ist's, die auf Callistens Munde
 Mein letztes Glück sterben sah;
 Sie ist's, um die von meinen Tagen
 Der ganze Nest in Trauer steht
 Und jeder, hingeführt von Plagen,
 In schwarzer Tracht vorübergeht.

Mein ganzes Glück um Dich, Calliste!
 Wie gerne gab' ich es um Dich!
 Und wenn ich ewig trauern müßte;
 So liebt' ich dennoch ewig Dich.
 Dein Bild dringt mit dem letzten Blute
 Noch in mein sterbend Herz hinein,
 Und die entscheidende Minute
 Soll halb noch für Callisten seyn.

Unter den noch lebenden vorzüglichsten Dichtern, von deren Werken aber wenig in das größere Publicum gekommen ist, verdient einen sehr hohen Rang, Unzer in Altona. — Dieser seltne Mann besitzt überhaupt vereinigt so viel Talente, Kenntnisse und Fähigkeiten aller Art, daß gewiß in Jahrhunderten nur wenig solche Genies geboren werden. Wenn er seine Freunde, in deren Händen schon manche seiner Gedichte abschriftlich circuliren, durch Mittheilung derer, die noch in seinem Pulke verschlossen liegen, in den Stand setzen wollte, eine Sammlung davon herauszugeben; so würden diese vorreflichen Stücke gewiß von allen Lesern, die nur einiges Gefühl für wahre poetische Schönheit haben, begieriger verschlungen werden, wie die weissen Pulver seines auch sehr verdienstvollen Oheims — Und es wäre doch wohl einmal Zeit, daß die elenden Misgeburten, die uns für Kinder der Mufen vorgestellt werden, nicht ferner den Ton bey uns angäben und nicht länger den teutschen Parnasß bey Ausländern, die immer mehr anfangen unsre Sprache zu studiren, verächtlich machten.

Vor einigen Jahren wurde es auf einmal Mode, Bardens und Minnesänger-Lieder, überhaupt alte Gedichte hervorzufuchen und herauszugeben. Weil nun einige derselben wirklich Kraft, Naivetät und andre Schönheiten enthielten; so glaubten bald unsre jungen Herrn, alles sey vortreflich, was aus jenen Zeiten herrührte, oder in dem Tone jener Zeiten geschrieben wäre. Sie riefen nun nicht mehr den göttlichen Apollo und die gefälligen Muses an; sondern den alten Braga, sein runzlichtes Weib Iduna und die Nornen, und zwickten unsre Ohren mit den barbarischen Namen andrer mythologischen Wesen, ohne Anmuth und Grazie. Statt der bekränzten goldenen Becher wurden nun die Hirnschädel der Feinde aufgesetzt und diese rauhen holprichten Bardala-Gefänge, aus uncultivirten, wilden Zeiten in cultivirte verpflanzt, fanden ungesmeinen Beyfall. Mancher magrer, kleiner, gepudierter Herr, an einen zierlichen Haarsbeutel festgebunden, las mit seiner Stimme den Damen bey den Toiletten die Schlachtgesänge der Odhne Tuisto's vor; Bald kam auch die Reihhe an die alten Volks-Lieder und

Volks-

Volks Märchen und man plünderte die Epim:
stüben, um neuen Vorrath davon zu bekom:
men. Diese Thorheit hat ein wenig nachges:
lassen; allein auch sie hat sehr nachtheiligen
Einfluß auf die Fortschritte unsrer poetischen
Kunst gehabt.

VIII.

Von dramatischen Schriftstellern und
solchen, die über andre schöne
Künste schreiben.

Fast alle alte und neuere Völker haben, sobald sie zu einem gewissen Grade von Cultur und Corruption gelangt waren, auch Schauspiele gehabt und haben sie noch. Nicht in allen diesen Schauspielen findet man einerley Zweck zum Grunde gelegt: Belehrung, Schilderung menschlicher Thorheiten und Laster, guter und böser Schicksale und schädlicher Folgen der Leidenschaften; Darstellung merkwürdiger historischer Begebenheiten und Verherrlichung großer Männer, Helden, Halbgötter, Götter und Göttinnen; religiöse Feyerlichkeiten; Würdigung politischer Ereignisse; Entwicklung körperlicher Geschicklichkeit; Nachahmung seltner oder schöner Natur:Scenen, oder großer menschlicher Wirksamkeit; Reiz der Sinnlichkeit; Belustigung

gung und Zeitvertreib, waren, theils einzeln, theils gepaart mit einander, die Zwecke dieser Vorstellungen.

Unsre heutigen Schauspiele der gesitteten Völker haben von allen diesen Zwecken hauptsächlich nur diejenigen beybehalten, welche Einfluß auf Beförderung der Moralität haben können, von den übrigen aber nebenher so viel, wie dazu beytragen mag, die Hauptwirkung zu verstärken und der Darstellung größere Wahrscheinlichkeit und Schönheit zu geben.

Gewiß ist es, daß, wie man im wirklichen Leben durch Beyspiel mehr ausrichtet, wie durch bloße Lehre; so auch ein Schauspiel, in welchem die Begebenheiten nicht bloß erzählt werden, sondern wirklich vor den Augen des Zuschauers vorzugehen scheinen, und die daraus herzuleitenden Vorschriften nicht bloß durch den Mund eines Dritten gesagt, sondern durch die Handlungen der dabey interessirten Personen selbst versinnlicht werden, mehr bewirken kann, wie das Lesen, oder die Vorträge des Redners, daß also in der That das Theater ein sehr mächtiges

tiges Behütel, um gute oder böse Eindrücke auf ein Volk zu machen, und daß es keineswegs gleichgültig ist, was für Art von Schauspielern eine Nation fortgesetzt zu sehn beödmunt.

Lasset uns aber aus dem eben Gesagten vor allen Dingen zwey Hauptregeln ableiten! Erstlich: alle Schauspiele, was für einen Zweck sie auch haben mögen, müssen durchaus vorzüglich in Handlung, in lebhafter Darstellung bestehen; das ist ihr Wesen; Und zweytens: so viel möglich, muß diese Darstellung so natürlich veranstaltet werden, daß wenigstens die Einbildungskraft des Zuschauers sich täuschen könne, als sehe sie das wirklich vorgehn, was ihr nur vorgemalt wird. Mit wenig Worten! Handlung und Illusion sind die Grundpfeiler aller Schauspiele gesitteter Nationen. Man wird in der Folge sehn, daß es nicht unwichtig ist, von diesem Gesichtspuncte auszugehen, wenn man dramatische Werke beurtheilen will.

Man hat sehr viel von den bewundernswürdigen Wirkungen der alten griechischen und römischen Schauspiele, besonders der Tragödien,

geschrieben. In Handlung sind sie nicht so reich, wie an Declamation, und was die Illusion betrifft; so kann man nicht wohl glauben, daß sie von der Seite viel geleistet haben, wenn man an die darin mit vorkommenden Erscheinungen mythologischer Personen, an die Einmischung des Chors, an den Gebrauch der Larven und Sprach-Rohre und an manche andre Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten denkt. Woher also nahmen sie die Kraft, so mächtig auf die Herzen des Volks zu wirken? Ich glaube man kann hierauf Folgendes antworten: Zuerst müssen schon die Pracht, die Größe des Schauplatzes, die ungeheure Anzahl der versammelten Menschen und der Aufwand bey den Vorstellungen sehr lebhafte Eindrücke gemacht haben. Sodann war der Gegenstand derselben mehrentheils von der Art, daß er ein Volk, dessen Geschichte nicht, wie die unsrige, die Erzählung von den Lebensläufen und willkürlichen Handlungen der einzelnen Regenten und was sie zu thun befohlen haben, sondern die großen Begebenheiten der Vorzeit enthielt, bey welchen Jeder seinen Stammvater eine Hauptrolle spielen zu sehn glaubte, nothwendig inter-

interessiren musste. Endlich hatten alle Volks-
 Classen einen feinen Sinn für den Wohlklang
 der Sprache, für die Schönheiten der Poesie
 und für erhabne Gefinnungen. Bey uns trifft
 von allen diesen Dingen das Gegentheil ein.
 Die kleinen Häuser, in welchen, hinter bes
 maltem Secgeltuche hervor, durch den Qualm
 der Fett-Lampen illustirt, unsre, in Helden,
 Staatsmänner, Königlunen und Damen ver
 kleideten Perückenmacher und Cammermädchen,
 auf das Bretter-Gebäude hervortreten, sind eben
 nicht gemacht, große sinnliche Eindrücke zu ver
 würken, wenn auch, zur Verstärkung, einige in
 Fürsten umgewandelte Musketiere zu Hülfe ge
 nommen werden und der Theater-Meister das
 Calphonium, die große Trommel und die Erbsen
 Büchse nicht schont, um die Elemente in Be
 wegung zu setzen. Was sodann die großen
 historischen Sujets betrifft; so ist es schwer,
 solche zu finden, die alle unsern verschieden ge
 stimmten, verschieden erzognen Rang-Ordnun
 gen, gleich wichtig vorkommen könnten. Was
 für ein National-Interesse haben wir, die wir
 hundert Nationchen ausmachen und oft nicht
 wissen, welchem Herrn zu huldigen man uns

morgen allergnädigst befehlen wird? Von den materiellen und formellen Schönheiten der Dichtung aber hat wohl unter hundert Zuschauern nicht Einer geläuterte Begriffe. Wir können daher aus der Nachahmung der griechischen Schauspiele wohl schwerlich einen andern Nutzen ziehen, wie höchstens den, einen Theil der Einfachheit in der Anlage und der Würde des Ausdrucks da, wo dies passend ist, nachzuahmen. Ich beharre also bey der Behauptung: daß wir uns begnügen müssen, auf unsre Schaubühne, mit möglichster Täuschung und Wahrscheinlichkeit, Scenen, Handlungen aus dem bürgerlichen Leben zu bringen, in der Absicht, durch Beyspiele aus der wirklichen Welt, in dem Gewande einer angenehmen Unterhaltung, moralische Vorschriften und allgemein nützliche Aufklärung unter alle Volksclassen zu verbreiten.

Nirgends hat wohl das Theater eigentlich die Nationen umgebildet; vielmehr hat die Stimmung der Völker ihren Schauspielen immer den Stempel von der Stufe der Cultur aufgedrückt, auf welcher sie standen; Allein das ist doch wohl gewiß, daß die Schauspiele, weil
 sie

ſie sehr lebhafte sinnliche Eindrücke machen können, eine solche Stimmung zu erhöhen, das Herz empfänglicher und reizbarer zu machen, und gesunde practische Wahrheiten, oder im Gegentheil überspannte romanhafte Begriffe früher allgemeiner auszubreiten, im Stande sind.

Nicht jedes Schauspiel taugt also für jede Nation, weil Sitten, Cultur und Stimmung bey den Völkern verschieden sind. Deswegen kann man, in gewisser Hinsicht, mit Recht Shakespears Werke in Paris und Voltair's Trauerspiele in London schlecht finden. Da aber Vernunft und Stetlichkeit aller Orten gleiche Resultate liefern; so könnten solche Stücke, in welchen nur auf diese Rücksicht genommen ist, sich den allgemeinsten Beyfall versprechen, wenn es so leicht wäre, Lehren von der Art in Handlungen anschaulich zu machen, ohne diesen Handlungen das Gepräge localer Sitten und Stimmung zu geben.

Zu einer National-Angelegenheit können unsre Schauspiele nie gemacht werden und die Regierungen können sich nur negativ, das heißt,

in so fern darum bekümmern, daß sie dem Mißbrauche und der Ausartung dieser öffentlichen Vergnügungen steuern. Alle positive Directionen der Moralität und Aufklärung von Obrigkeitens wegen, sind ja ohnehin zwecklos.

Den alten Streit, ob unsre heutigen Schauspiele den Zweck, moralischen Nutzen zu stiften, erfüllen oder nicht, mag ich hier nicht erneuern. Nur so viel: In Residenzen und sehr großen Städten, wo es viel müßige Menschen giebt, deren leere Stunden man auf die unschädlichste Art ausfüllen muß und wo Cultur und Corruption eine gewisse Höhe erreicht haben, ist das Schauspiel wenigstens ein Bedürfniß, ein nothwendiges — Uebel; In kleinern Städten kann man dessen süglich entbehren. Zergliedern wir nun den Begriff, den ich von einem guten Schauspiele für unsre Zeiten und Verfassungen gegeben habe, um daraus die Regeln für den dramatischen Schriftsteller abzuleiten!

Ein gutes Schauspiel ist ein Bild aus dem würklichen menschlichen Leben, mit möglichster Täuschung, von lebenden

den

den Personen, durch schöne Nachahmung, in Handlung dargestellt, in der Absicht, dadurch einen bestimmten moralischen Zweck bey dem Zuschauer zu erreichen, auf eine Weise, die ihm dabey auch Vergnügen, oder Unterhaltung gewähre.

Aus dem wirklichen Leben also soll das Bild genommen seyn; also muß die Geschichte, die Handlung, welche dargestellt wird, Wahrscheinlichkeit haben. Wahrhaftig so vorgegangen, wie sie dargestellt wird, braucht sie darum nicht zu seyn; In so fern sie nur nicht mit dem Laufe der Dinge oder der Natur des Menschen streitet, folglich möglich, wenn sie auch von feltner Art ist, hat sie für uns denselben Werth, wie eine wahrhafte Geschichte, weil sie doch gewiß einmal irgendwo also vorgehen kann und wird. Um die Handlung aber wahrscheinlich zu finden, muß sie gehörig motivirt seyn. Wir wollen sehen, wie es möglich ist und warum es möglich ist, daß eine solche Handlung vorgehen könne. Werden uns bloß willkürlich erdichtete, obgleich nicht ungläubliche Begebenheiten, ohne

Entwicklung der Ursachen und Zwecke vorgemalt; so fällt wenigstens der moralische Nutzen und mehrentheils die Einheit der Handlung weg. Diejenigen Stücke also, in welchen allerley Begebenheiten auf einander gehäuft, vorgehen, ohne daß wir eigentlich gewahr werden, warum? tangen nicht. Ein Trauerspiel verdient darum noch nicht diesen Namen, weil Menschen darinn getödtet werden; sondern die Ursache dieses Todes muß in der Haupt-Handlung liegen und kurz! nichts muß vorgehn, wovon nicht der Grund in dieser Handlung liegt und was nicht dahin abzielt, den einfachen Hauptzweck zu befördern, den beabsichtigten Eindruck zu verstärken.

Es soll eine Handlung aus dem menschlichen Leben seyn; Nur das kann doch eigentlich unserm Herzen recht nahe gelegt werden, was Bezug auf uns, Aehnlichkeit mit uns und unsers Gleichen hat; Wesen, die weit über, oder weit unter uns stehen; interessiren uns wenigstens nicht. Müssen wir uns doch Gott, unsern Schöpfer, selbst, wenn wir ihn nicht bloß anstaunen, sondern ihn lieben, mit Wärme lieben wollen, unter einer menschlichen Beziehung

hung, als Vater, als Freund und selbst als Mensch gebahren, denken! Schauspiele also, in welchen Götter, Halbgötter u. d. gl. oder auch nur solche Personen der Vorwelt auftreten, deren Sitten gegen die unsrigen gar zu sehr abstechen, können keine angenehme Wirkung hervorbringen. Dasselbe gilt von allegorischen Personen und von Wesen aus einer erdichteten Schäfers oder Feen: Welt. Solche Dichtungen mögen die Phantasie im Lesen angenehm beschäftigen; auf unsre Theater aber gehören sie nicht, nach dem Begriffe, den wir von einem guten Schauspiele gegeben haben. Daß es doppelt abgeschmackt sey, dergleichen Geschöpfe der Einbildungskraft zugleich mit würllichen auf die Bühne zu bringen; das wird wohl Jedem einleuchten. Je ähnlicher nun die Personen, welche man uns darstellt, in ihren Sitten und ihrer Art zu handeln, der Classe von Menschen sehen, welche wir in der Nähe zu beobachten Gelegenheit haben, desto größer wird unser Interesse für ihr Schicksal. Deswegen kann ich die häufige Darstellung solcher Scenen nicht billigen, die aus den alten Ritterzeiten und überhaupt aus einem Zeitalter genommen sind, in

welchem durchaus andre Ideen im Umlaufe, andre Gebräuche üblich waren, wie die heutigen. Deswegen auch sind, zur Befriedigung eines gemischten Publicums, diejenigen Schauspiele, worinn die Sitten der mittlern Stände dargestellt werden, denen vorzuziehn, in welchen nur Bilder aus den höchsten oder aus den niedrigsten Ständen vorkommen.

Das Bild soll mit möglichster Täuschung dargestellt werden; Aus dieser Forderung lassen sich viel andre Resultate ziehn. Zuerst die nöthigen Vorschriften für die Anwendung der Malerey, des Maschinen: Wesens und der Kleidung, im passenden Costum der Zeiten; Sodann Regeln für die Diction, welche dem Stande, dem Alter und den übrigen Verhältnissen der redenden Personen angemessen seyn muß; Hauptsächlich aber die Forderung, daß man die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts beobachten solle, worüber ich noch etwas sagen zu müssen glaube. Eine Begebenheit, welche den Zeitraum einer langen Reihе von Jahren ausfüllt, während welcher die handelnden Personen selbst älter geworden seyn müßten, läßt sich

sich nicht wohl, ohne gänzliche Störung der Illusion, in einigen Stunden natürlich vorstellen; allein etwas darf man der Einbildungskraft des Zuschauers zumuthen. Die Handlung mag also immerhin den Zeitraum von einem oder zwey Tagen durchlaufen; nur muß dann die Zeit, welche der Zuschauer überspringen soll, in die Pause zwischen den Aufzügen oder Acten fallen, während welcher der Schauplatz geschlossen ist; denn es ist lächerlich, z. B. einen Menschen, den man noch eben vor Augen gesehen hat, einen Augenblick darauf, nach einer kurzen Entfernung, ohne daß indeß die Handlung unterbrochen worden, von einer weiten Reise erzählen zu hören, die er während dieser Zeit will gemacht haben. Und doch stößt man auf ähnliche Albernheiten in manchen ausländischen und vaterländischen Schauspielen. Die Kunst des dramatischen Schriftstellers besteht aber, was diesen Punkt betrifft, darin, daß er den interessantesten Zeitpunkt aus seiner Geschichte aushebe und das Vorhergegangne, dessen Darstellung er in diesen engen Raum nicht einzwängen kann, auf geschickte und natürliche Weise, gleichsam wie im Vorbeygehn, erzählend anführe, oder

errathen lasse. Mit der Einheit des Orts, (obgleich freylich sehr grobe und zu gehäufte Werkstücke dagegen alle Täuschung heben) braucht man es weniger genau zu nehmen. Es ist leichter, in Gedanken sich an einen andern Platz zu versetzen, wie sich einzubilden, man sey in einer Stunde um zehn Jahre älter geworden.

Es ist in dem vorigen Abschnitte gesagt worden, daß die Poesie die Sprache der erhöhtesten Empfindung, Leidenschaft, oder Phantasie sey; Da nun, auch in den interessantesten Scenen des menschlichen Lebens, die handelnden Personen doch nicht ununterbrochen die Sprache der Leidenschaft reden, noch über ihre Empfindungen declamiren, noch die Schwärmereyen ihrer Einbildungskraft hererzählen, sondern mit unter eine Menge ganz gewöhnlicher, unpoetischer Dinge sagen; so gestehe ich, daß ein versificirtes, für die wirkliche Aufführung bestimmtes Schauspiel, mir jede Täuschung raubt und sehr unnatürlich scheint.

Noch viel gewisser, wie bey der Poesie, ist es bey der Music der Fall, daß sie nur Empfindungen

dungen und nichts anders ausdrücken und malen soll; Sie ist gleichsam eine noch höhere Stufe der Poesie und bezeichnet den Zustand einer Seele, deren Empfindungen zu einem solchen Grade erhöht sind, daß die Sprache in Gesang übergeht. Nun aber giebt es wohl im gemeinen Leben nicht viel solcher Augenblicke; Es kann daher im Grunde nichts abgeschmackter seyn, wie die Darstellung alltäglicher Handlungen, aus dem menschlichen Leben entlehnt, in welcher aber, ohne weitere Veranlassung, die handelnden Personen oft ihre Unterredung unterbrechen, um sich hinzupflanzen und das Uebrige, was noch zu sagen war, abzusingen. Darum machen die jetzt so allgemein beliebten Operetten die unnatürlichste, alle Täuschung ausschließende Gattung von Schauspielen aus. Die große Oper, in welcher alles gesungen wird, ist nun einmal im Besitze, eine Menge Abentheuerlichkeiten in sich zu vereinigen. Ihr muß denn aber auch das Gesetz auferlegt werden, keine Gegenstände aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben zu bearbeiten; Sie ist ein Schauspiel, ganz für die Phantasie gemacht; Hier kommt nun die Sinnlichkeit statt der Vernunft und Moral in Betrachtung.

trachtung. In ihren Scenen müssen Götter, Heroen, erhabne Helden der Vorzeit, Feen u. d. gl. auftreten und alles darf einen wunderbaren Gang nehmen.

Was von der Music gilt, paßt auch auf den Tanz, wo die Empfindungen und Leidenschaften, mit Hülfe der Tonkunst, in Gebärden ausgedrückt werden. Auch hier darf man keine gemeine Sujets behandeln und die so genannten comischen Ballets, womit die herumziehenden Schauspiel:Directoren, zum Zeugnisse ihrer großen Unwissenheit, uns zu belustigen suchen, (Ballets, in welchen ein Bauer nach dem Tacte seine Pfeife stopft und ein Mädchen tanzend ein Ehe:Versprechen giebt) sind das höchste Ideal von Absurdität.

Ich habe mir oft die Möglichkeit gedacht, ein Schauspiel zu verfertigen, in welchem die verschiedenen Abstufungen der gemeinen, wärmern und leidenschaftlichen Sprache, durch Mitwirkung der verschwisterten schönen Künste, fühlbar gemacht würden, ohne daß der Zuschauer Abentheurlichkeit und Unwahrscheinlichkeit bemerkte. Der gewöhnliche Dialog würde

gesprochen; Sobald die Rede declamatorisch würde, gesellte sich eine musicalische Begleitung hinzu, welche, nach Art unsrer neuern Melodramen, gewöhnlich nur bey den Ruhepuncten einfiel, bey verstärktem Ausdrucke aber mit der Rede zugleich fortgieng; wärmere Declamation würde recitativmäßig vorgetragen und, wo die Nuancen es erforderten, mit obligater Begleitung und im Tempo; Poesie und Ariens Melodie unterstützten die Sprache des Affects, und auch zu Anbringung der mehrstimmigen Gesänge, Chöre und Tänze ließe sich Veranlassung finden. Ob sich indessen die Uebergänge aus einer Art des Vortrags in die andre so unmerklich machen ließen, daß der Zuschauer in fortwährender Täuschung erhalten, oder ob nicht dennoch ein buntschäcftiges Kunstwerk herauskommen würde; das bleibt immer eine Frage, die ich nicht zu entscheiden wage. Wäre aber der Gedanke ausführbar; so müßte ein solches Schauspiel große Wirkung hervorbringen können.

Das Schauspiel wird von lebenden Personen vorgestellt; es versteht sich also, daß alle
 Marior

Marionetten, Schattenspiele, Zitherheßen u. d. gl. nicht werth sind, unter die Schauspiele gefitteter Nationen gerechnet zu werden.

Scenen aus dem menschlichen Leben sollen nachgeahmt, folglich müssen sie grade so dars gestellt werden, wie sie in der wirklichen Welt vorgehen, welches schon vorhin ist ausgeführt worden, als von der nöthigen Täuschung die Rede war.

Allein die Nachahmung soll schön seyn und dies leitet uns auf Beantwortung der beyden Fragen: in wie fern der dramatische Schriftsteller und der Schauspieler bey Darstellung der Natur sich einige Verschönerung und Uebertreibung erlauben dürfen? Verschönern darf man nie auf Unkosten der Wahrheit; allein da es auf keine Weise erforderlich ist, ein Bild in allen seinen Nebenparthien ängstlich auszumalen; so kann man solche unwesentliche Züge füglich weglassen, die dem Zuschauer von feinerem Gefühle niedrig oder empörend vorkommen könnten. Muß man Scenen darstellen, in welchen Böbel auftritt; so

so ist es nicht vernünftig, diesen Pöbel die Sprache der feinem Stände reden, noch, wie die Franzosen, den Bauern in seidnen Strümpfen auftreten und Sentenzen ausstranien zu lassen; darum aber braucht doch auch nicht der Boths knecht grade die ungesittetste, jedes züchtige Ohr beleidigende Sprache der Verworfensten seines Standes im Munde zu führen. Der Schauspieler, welcher sich ersticht, darf nicht seine Sorgfalt verrathen, in der schönsten, studiertesten Tanzmeister Stellung auf einen Stuhl hinzusinken, der ausdrücklich dazu, ohne weitere Veranlassung, ist hingestellt worden; allein er soll auch nicht, mit convulsivischen Verzuckungen und lautem Brüllen, sich in seinem Blute herumwälzen, da dies doch nicht eben wesentlich zum Erstechen gehört. Endlich, was eigentlich, bey natürlicher Darstellung, niedrige Eindrücke machen, folglich das sittliche Vergnügen unterbrechen, auch die Täuschung aufheben könnte, mag sündlicher als geschehn erzählt, nicht aber auf das Theater gebracht werden.

Uebertreiben dürfen Verfasser und Schauspieler nie so, daß ihre Schilderungen das
Wahr

Wahrheits-Gefühl der Zuschauer empöhen und aus treuen Gemälden Carriatur-Stücke werden, wie es so oft, besonders im Comischen, zu geschehn pflegt; allein da bey der Vorstellung, sowohl durch die kleinen Unachtsamkeiten und Zerstreuungen der Zuschauer, als auch durch die Entfernung des Schauplatzes vom Auge, manche feine Nuance verlohren geht; da ferner auch auf solche Personen Rücksicht genommen werden muß, deren Sinne weniger empfänglich sind; endlich, da doch der Zweck der Vorstellung ist, nicht bloß das darzustellen, was man täglich auch ausser dem Theater sieht, sondern die Zuschauer auch mit den seltnern moralischen Erscheinungen und originellen Charactern bekannt zu machen; so muß man es dem dramatischen Maler erlauben, zuweilen bey der Zeichnung in das Colossalische hineinzuarbeiten, sich starke Contraste zu erlauben und was das Colorit betrifft, die Farben ein wenig stark aufzutragen.

Das Bild aus dem menschlichen Leben soll in Handlung dargestellt werden. Daher hat die größte Anzahl der französischen Schauspiele,

spiele, in welchen mehr declamirt und erzählt, wie gehandelt wird, nicht den wahren Character guter Theaterstücke. Die auftretenden Personen sollen uns nicht mit Worten ihre Denkart und Grundsätze schildern, sondern wir wollen sie thätig und wirksam sehn und aus ihren Handlungen ihren Character kennen lernen. Ein Schauspiel ist kein dialogirtes Compendium der Moral, sondern eine Darstellung aus dem wirklichen Leben, in welchen man die Menschen weniger aus ihrem mündlichen Vortrage, wie aus der Beobachtung ihrer Thaten, kennen lernt. Kenntnisse und Lehren, die wir auf diese Weise einsammeln, machen gewiß überraschendere und lebhaftere Eindrücke. Aus dieser Ursache wird auch die Wirkung der in neuern Zeiten eingeführten Melodramen, ungeachtet des Zaubers der Music, nie so allgemein groß seyn, wie die eines guten Schauspiels. Die Beleidigung der Wahrscheinlichkeit ungerechnet; wird man des ewigen Declamirens Einer Person über ihre Empfindungen bald müde; wenig Sujets lassen sich auf diese Art bearbeiten; ein lebhafter Dialog fällt ganz weg, folglich auch fast alle Handlung.

Allein Verwirrung, Durcheinanderlaufen einer Menge Menschen und Aufeinanderhäufung sonderbarer Begebenheiten — das alles ist nicht Handlung. Solche Stücke, womit neuere Schriftsteller uns überschwemmen und welche Sulzer sehr passend *pieces à tiroirs* nennt, sind fast noch unerträglich, wie die declamatorischen. Alle Handlung in einem Schauspiele muß auf einen gewissen Zweck hinzielen; und dieser Zweck soll bestimmt seyn. Daraus folgt die Vorschrift, daß der dramatische Schriftsteller sich nicht von der Einheit der Handlung entfernen soll. Unter den drey theatralischen Einheiten ist diese am wenigsten zu vernachlässigen. Jedes Kunstwerk, jedes Buch, muß, wie überhaupt jede Unternehmung eines verständigen Mannes, eine Haupt-Absicht verrathen. Man muß nicht, wie einst ein Tonkünstler bey der Arbeit eines jungen Componisten, ausrufen können: *Sonate, que me veux-tu?* Der dramatische Schriftsteller muß also bestimmte Antwort geben können, wenn man ihn fragt, welchen moralischen Zweck er durch sein Schauspiel hat befördern, welche Wahrheit anschaulich machen wollen. Hiernach muß er seinen Stoff,

sey

sey er aus der Geschichte entlehnt, oder Fiction, wählen; hiernach sich in der Bearbeitung richten. Alles, was den bezweckten Haupt-Eindruck nicht befördern, sondern vielmehr schwächen könnte, soll er aus seinem Plane entfernen. Er darf sich nur solche Episoden erlauben, die mit der Haupt-Handlung nothwendig zusammenhängen und die Entwicklung befördern. Keine Flicke-Rollen noch Flicke-Szenen muß man gewahrt werden, die nur eingeschoben sind, um eine Lücke auszufüllen. Keine Person soll auftreten, die nichts zur Handlung beyträgt, die nicht an das Interesse des Stücks geknüpft ist.

Der Zweck soll aber auch moralisch seyn. Dies begreift nicht nur die Vorschrift in sich, daß der dramatische Schriftsteller keine unsittliche Grundsätze zu befördern suche, nicht, nach dem Muster der Franzosen und Italiener, betrogne redliche Väter und Ehemänner zu einem Gegenstande des Spottes und der Schadenfreude mache; sondern auch, daß er sich enthalte, solche Sujets zu wählen, die, zu speciel, nur Wenige interessieren, nur für gewisse Stände unterhaltend seyn können. Deswegen wird der Graf Wal-

tron oder die Subordination immer ein sehr mittelmäßiges Schauspiel bleiben, nicht nur der äusserst kalten Behandlung, sondern schon deswegen, weil das Subjet kein allgemeines menschliches Interesse erweckt, weil die ganze Idee zu diesem Stücke wegfallen würde, wenn nicht ein gewisser Stand gewisse Vorurtheile zu Grundsätzen erhoben hätte, welche der philosophische Zuschauer nicht anerkennt. Es folgt aber auch aus jener Vorschrift, daß in einem guten Schauspieler die unmoralischen Menschen keine so glänzende Rolle spielen, nicht in ein so vortheilhaftes Licht gestellt werden müssen, daß sie, statt Unwillen zu erregen, zur Bewundrung hinreissen und zur Nachahmung reizen. Endlich folgt daraus, daß die pöbelhaft niedrigen Scenen von unsern Theatern entfernt bleiben müssen, weil sie das moralische Gefühl der bessern Zuschauer empöhren.

Allein das Schauspiel soll nicht nur Unterrichts, sondern auch Vergnügen gewähren. Diese Forderung schliesst auf keine Weise den tragischen Stoff aus. Die Thränen, welche man der leidenden Tugend zollt, gewähren dem
Hers

Herzen oft einen sehr süßen Genuß. Das Mitgefühl mit dem Leiden anderer edeln Menschen befähigt in dem innern Bewußtseyn eigener Seelen-Güte. Es schmerzt wohl, wenn man den Unschuldigen von der Bosheit unterdrückt sieht; aber wenn dieser Unschuldige dennoch seinen Grundsätzen treugeblieben ist und also die Tugend auch noch im Tode triumphirt; so entsteht eine Art von Vergnügen, das ein empfindendes Herz vielleicht nicht gegen die Freude über eine frohe Begebenheit vertauschen mögte. Wer wird nicht lieber Emilia Galotti durch einen freywilligen Tod den Klauen des Lasters entrissen, als sie, zur Maitresse des Fürsten erhoben, in Glanz und Wohlleben sehn? Stücke aber, in denen, ohne moralischen Zweck, Gräuel auf Gräuel gehäuft sind, die nur erschüttern, nicht rühren, und Stücke, in welchen man die besten Menschen, man weiß nicht wocum? auf die unverdienteste Art vom Schicksale verfolgt, von der Vorsehung gleichsam verlassen sieht, wie z. B. in des Herrn von Kozebue **Nidelheid von Wulfingen**, müssen nicht auf die Bühne gebracht werden. Gäbe es auch dergleichen Begebenheiten im würllichen Leben; so liefern sie

doch keinen dramatischen Stoff; Ihr öfterer Anblick bessert nicht, sondern macht muthlos, wild, grausam; man verhärtet sich durch die Gewohnheit, immer Schandthaten oder unvermeidliches Elend vor Augen zu sehn, gegen welches weder Klugheit noch Rechtschaffenheit sichern kann; und da doch der größte Theil der Zuschauer in das Schauspielhaus geht, um auszuruhn von Geschäften und Sorgen; so ist es wahrlich unverantwortlich, wenn man ihn bedrängter und kummervoller nach Hause schießt, wie er eingetreten war. So weit braucht nun freylich die so genannte poetische Gerechtigkeit nicht ausgedehnt zu werden, daß grade am Ende jedes Schauspiels die bösen Menschen bestraft werden, und die guten zu Glück und Ehre kommen müßten; aber man muß doch die tröstende Wahrheit immer anschaulich machen, daß der Tugend ein innerer Triumph gewiß ist, den ihr die Bosheit nicht rauben kann, und daß der Lasterhafte, von äusserm Glanze und von Hoheit umgeben, dennoch nicht zu beneiden ist.

Man kann also jenes moralische Vergnügen empfinden: im Tragischen, wo uns gezeigt wird,

wird, welches Unglück Leidenschaften, Verirrungen des Herzens und des Kopfs stiften können, daß aber der grade Weg, den Weisheit und Tugend bezeichnen, zu unvergänglicher Glückseligkeit führt; im Gemischten oder so genannten ernsthaften Drama, wenn wir sehen, daß feste Niedlichkeit und Klugheit uns aus den verwickeltesten Lagen reißen, Schwierigkeiten, welche uns die Bosheit in den Weg legt, überwinden können und wir uns an dem Betragen edler Menschen bey niedrigen Schicksalen spiegeln; in Character-Stücken, indem man uns zeigt, wie die feinen Falten des menschlichen Herzens sich oft in ganz kleinen, unbedeutend scheinenden Handlungen verrathen; in Intriguen-Stücken, wo man unsre Aufmerksamkeit auf die sonderbaren Verwicklungen der menschlichen großen und kleinen Begebenheiten hinleitet; und im Comischen, wo die Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite dargestellt werden; daher denn die verschiedenen Gattungen von Schauspielen entstehen, je nachdem der dramatische Schriftsteller einen dieser Zwecke vorzüglich zum Gesichtspuncte nimmt.

Da endlich das Theater uns nicht bloß einen moralischen Genuß, sondern auch angenehme Unterhaltung, Erholung von ernsthaften Geschäften gewähren soll; so muß dafür gesorgt werden, daß in der Handlung und in dem ganzen Gange eines Schauspiels Interesse und Lebhaftigkeit herrschen, damit die Aufmerksamkeit des Zuschauers nie ermüde, welches bey den wichtigsten moralischen Lehren, so viel reines Vergnügen sie auch dem denkenden Manne verschaffen, dennoch der Fall seyn kann. Man setzt aber immer solche Zuschauer voraus, die zwar nicht wollen, daß man ihnen Langeweile mache, die doch aber ausser den Grenzen der Moral und Vernunft keine Unterhaltung finden können. Folglich sind die so genannten Spectakel-Stücke, welche bloß für das Auge gearbeitet zu seyn scheinen und solche Farcen und Possen, die gar keine nützliche Wahrheiten anschaulich machen, nicht unter die guten Schauspiele zu zählen.

Alle diese Regeln nun sind nicht willkürlich angenommen, sondern aus der Natur, aus Ueberlegung dessen, was Wirkung thut und aus dem richtigen Begriffe von dem Zwecke eines Schaus

Schauspiels entlehnt. Freylich ist es nicht leicht, sie alle zu beobachten, und dennoch die Fesseln nicht sichtbar werden zu lassen, welche man dadurch dem Genie anzulegen scheint; Nur den bessern Köpfen gelingt es, diese Schwierigkeiten zu überwinden; allein mittelmäßige Genies sollen auch nicht für das Theater schreiben. Will indessen der Mann von größern Fähigkeiten sich über einige jener Regeln hinaussetzen; so muß er diese, ihm allein zu gestattende Freyheit, durch größere Schönheiten seines Werks, worüber man die kleinern Mängel vergißt, erkaufen. Schauspiele, in welchen wenig auf Regelmäßigkeit Rücksicht genommen ist, können übrigens, wie dialogirte Erzählungen betrachtet, angenehm und nützlich zu lesen seyn, machen aber darum noch kein Ganzes aus, das mit Erfolge auf die Bühne zu bringen wäre.

Sehr viel hat also der dramatische Schriftsteller zu beobachten, wenn er ein Meisterstück liefern will: kluge Wahl des Stoffes, des Gegenstandes, des interessantesten Zeitpuncts; zweckmäßige Vertheilung des Ganzen, Anordnung des Plans, Oeconomie des Stücks, Schür-

zung des Knotens; Wachsendes Interesse; Wahrheit in Darstellung; Geschmeidigkeit, Natur, Lebhaftigkeit und Kraft im Dialoge und der Diction; Raschen Gang der Handlung, Sprachrichtigkeit; ungezwungne Anreihung der Episoden; Vermeidung aller Flicke, Rollen und Flicke-Szenen, Sprünge und Lücken; natürliche Herbeiführung der Catastrophe; wohl verstandne poetische Gerechtigkeit; Unzweydeutigkeit der Grundsätze; Unschädlichkeit der Bilder; Vermeidung zu specieller Beziehungen, damit der Lasterhafte und Thor sich zwar getroffen, aber nicht beleidigt fühlen und sehr viel andre Rücksichten, welche hier aus einander zu setzen die Grenzen dieses Werks überschreiten hiesse. Wie wenig aber unsre neuern Schriftsteller von diesem Allen leisten, davon liefert uns jede Messe die kläglichsten Beweise.

Als zuerst unsre Bühne anfieng, sich einiger Regelmäßigkeit und Würde zu befleißigen; da nahmen die teutschen dramatischen Schriftsteller sich die Franzosen zum Vorbild; allein man hat doch bald eingesehn, wie wenig die flache Manier dieser Nation teutsche Köpfe und

Hers

Herzen befriedigt. Ich will hier zuerst von der Tragödie reden: Alle französische Trauerspiele haben einerley Schnitt; der Plan ist leicht zu übersehn, die Catastrophe nicht schwer zu errathen, die Helden, die insgesamt, aus welchem Zeitalter und Himmelsstriche sie auch herbeugesholt sind, den französischen Schnitt haben, lassen sich von ihren hölzernen Confidants ihre Empfindungen, Schicksale und Vorsätze abfragen, declamiren gewaltig und kramen Sentiments und Maximen in wohlklingenden Versen aus. Handlung findet man desto weniger in diesen Stücken; die Natur ist in den Schraubstock der französischen Lebensart gezwängt und die Leidenschaften reden die Sprache der höflichen Convenienz.

Lessing zuerst schüttelte das Joch dieser Nachahmung ab, legte Kraft und Originalität in seine Charactere, ließ seine Personen nicht viel plaudern und predigen, sondern handeln, und wußte seinem Dialoge eine Lebhaftigkeit und Feinheit zu geben, worin nur Wenige, so wie in der Kunst, seinen Plan zu bearbeiten, ihm gleichkommen. Allein man muß doch gesehn, daß sein Ausdruck zuweilen zu gesucht ist,

ist, besonders in dem Munde solcher Personen, belien man eine gewisse Art von Cultur nicht zutraun kann. In Emilia Galotti hauptsächlich werden die häufigen Witzeleyen und Wortklaubereyen ein wenig widrig; z. B.

„Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen —“

„Ich meine nicht Vieles, sondern viel.“

„Redlich, sag ich! — Nicht so redlich, wäre redlicher.“

„Unzufrieden — Und doch bin ich wieder um sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit.“

„Wie viel geht da verlohren! — Aber, wie ich sage, daß ich es weiß, was hier verlohren gegangen, und wie es verlohren gegangen, und warum es verlohren gehn müssen —“

„Dem Himmel ist beten wollen, auch beten —“

„Und sündigen wollen, auch sündigen.“

Sodann der Gräfinn Orsina lange Commentare über Gleichgültigkeit und über Zufall; Ferner:

„Schlimm

„Schlimmer als tod“ — „Schlimmer?
 „schlimmer als tod? Aber doch zugleich, auch
 „tod? Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres“ —
 „Nicht zugleich auch tod.“

„Entweder ist nichts verloren, oder alles.
 „Ruhig seyn können und ruhig seyn müssen“ —

Endlich Emilien's Vergliederung des Begriffs von Gewalt und viel andre Stellen von der Art sind wenigstens keine passende Schönheiten; aber wer wird nicht gern an solchen Meisterwerken kleine Flecken übersehn?

Hätte nicht der Tod uns diesen großen Mann so früh entrissen und wollte Leisewitz noch einmal zu der tragischen Muse zurückkehren, um uns mit mehr solchen vortreflichen Werken zu beschenken, wie sein Julius von Tarent ist; so würden wir weniger Mangel an regelmäßigen guten Trauerspielen haben. Indessen hat Gotsch durch Umarbeitung der französischen Merope und Melanie die kleine Anzahl derselben vermehrt. Ueberhaupt gerathen ihm dergleichen Uebersetzungen der bessern ausländischen Producte in den vaterländischen Boden ganz vorzuziehen.

trefflich; Dabey ist seine Sprache so edel, sein Gefühl so richtig; er weiß den wahren Conversationston zu treffen und seine Schauspiele verathen den Mann, dem Welt und Menschen und die Sitten der höhern Stände nicht fremd sind. Auch Bock hat mit Erfolge ausländische Werke zum Grunde gelegt, um unsre Bühne mit Stücken zu bereichern, die sich zu der Stimmung des deutschen Publicums passen, vorzüglich aber der, als Künstler, Schriftsteller und Mensch gleich verehrungswürdige Schröder —
 Kehren wir jedoch zu dem Trauerspiele zurück!

Sobald man in Deutschland bekannter mit der englischen Literatur wurde und einige unserer besten Schriftsteller das Publicum aufmerksam auf Shakespears Werke machten, wollten die declamatorischen Tragödien nach französischer Schnitte nicht mehr schmecken. Man brachte ein Paar Trauerspiele des englischen Dichters mit Erfolge auf unsre Bühne; und nun wollte alle Welt nur Stücke in Shakespears Geschmacke sehn. Das tolle Heer der Nachahmer, statt die wahren Schönheiten dieses großen, kühnen Naturmalers zu studieren, glaubte auch
 etwas

etwas von der Art liefern zu können, wenn es seine Unregelmäßigkeit und seine Auswüchse, seine Wortspiele, seine blumenreiche Sprache, seine Darstellung wahnwitziger Menschen, seine Gespenster: Erscheinungen und seine Pöbel: Scenen bey uns einführte. Das fiel ihnen nicht ein, daß Shakespear gewiß alle diese Ungehörigkeiten würde vermieden haben, wenn in seinem Zeitalter ein reiner Geschmack geherrscht, wüßte er selbst mehr gelehrte Cultur gehabt und wenn er nicht so viel Rücksicht auf die gemeineren Volks: Classen hätte nehmen müssen. Nun erschienen zuerst die tragischcomischen Farcen, voll Greuel, Abenteuerlichkeiten und Poffen, woran noch jetzt in manchen Städten das Publicum sich weidet. Man vergöbne mir hier eine kleine Ausschweifung, um etwas über die Vermischung des Tragischen mit dem Comischen zu sagen!

Es würde eine sehr unnatürliche Forderung seyn, wenn man verlangen wollte, daß in einem Trauerspiele vom Anfange bis zu Ende nur gewinselt würde, und daß keine der handelnden Personen auch nur ein einziges fröhliches Wort redet

reden dürfe; Von einer andern Seite aber erfordert doch auch die Rücksicht auf den Haupt-Eindruck, den das Stück machen soll, daß man den tragischen Gang der Handlung durch keine Scenen unterbreche, welche bey dem Zuschauer lautes Lachen erregen und ihn aus der Stimmung reißen müssen, die man in ihm hervorzubringen will. Indessen läßt sich dieser Contrast zuweilen zu Verstärkung des tragischen Effects nützen; doch erfordert dann die Anwendung davon eine sehr weise Beurtheilung. In des vortrefflichen Schillers Traguerspiele: **Cabale und Liebe** ist es Manchem anstößig gewesen, daß der alte Miller, bey Erblickung des Geldes, welches ihm der Major schenkt, in Sprüngen und possierlichen Ausrufungen seine Freude zu erkennen giebt; allein der Zuschauer von feinerer Stimmung fühlt lebhaft, daß nicht nur diese Aufführung in dem originellen Charakter des launichten alten Musicanten vollkommen gegründet ist; sondern auch, daß der unnachahmliche Schriftsteller (vielleicht das größte Genie unsers Zeitalters) grade durch diese lustige Scene die höchste tragische Wirkung vorbereitet. Man gebe nur Acht auf die Verbindung, worinn
die

Die Scene mit der vorhergehenden und folgenden steht! Der Zuschauer weiß schon, daß Louise bald das Opfer der Eifersucht ihres Geliebten werden wird; was für Eindruck muß es nun nicht auf ein gefühlvolles Herz machen, wenn man sieht, wie der alte Vater herumspringt und außer sich vor Freuden ist, indem er glaubt, die Summe Geldes werde auf einmal allen seinen Sorgen um den Liebling seines Herzens ein Ende machen und ihm ein glückliches Alter bereiten; wenn man das sieht und zugleich bedenkt, daß in wenig Augenblicken diese schönen Hoffnungen zertrümmert und seine Freuden in verzweiflungsvolle Klagen werden verwandelt werden? Ich wenigstens habe bey dem Anblicke dieser lustigen Scene immer einen Schauder empfunden; aber in der That pflegt statt dessen nur gar zu oft der Schauspieler, durch ein unkluges und übertriebnes Spiel, bey dieser Stelle das Zwergsfell aller Zuschauer auf der Gallerie zu erschüttern. Der Dichter des Don Carlos wußte wahrlich wohl, was er that, als er jene Scene schrieb.

Während der Zeit, da die Anglomanie unser Publicum ergriffen hatte, erweckte Göthens Götz von Berlichingen bey den Dichtern unsrer Nation den Kitzel, alteutsche Geschichten, besonders aus dem mittlern Zeitalter, auf die Bühne zu bringen. Göthe hatte seinen Götz offenbar nicht in der Absicht geschrieben, daß er aufgeführt werden sollte; als dramatisch bearbeitete Geschichte zum Lesen aber war es ein Meisterstück, voll Darstellung, Kraft und Interesse. Allein, wie es denn den Nachahmern geht, es war leichter, Schauspiele zu schreiben, die an Unregelmäßigkeit jenem Stücke gleichkamen, ja! es darin übertrafen, als mit Göthens Geiste aus einem so rauhen Stoffe ein theatralisches gutes Product für unser Zeitalter zu bereiten; und so erschienen dann alle die unzähllichen Ritter- und Spectakelstücke, womit wir seit einer Reihe von Jahren sind beunglückt worden. Mein Widerwillen gegen diese Misgeburten ist größer, wie ich ihn zu schildern im Stande bin. Welchen Genuß, welchen Nutzen, welches sittliche Vergnügen kann wohl einem Volke, das auf einer so hohen Stufe von Cultur steht, wie das deutsche, durch

durch die Vorstellung solcher Scenen aus den Zeiten des Faustrechts, aus den finstern Jahrhunderten erwachsen, in welchen Pfafferey, Adels; Vorurtheile, falsche Begriffe von Ehre und überall plumpe Rohheit herrschend waren? Und dabey noch die Ungeschicklichkeit in Anschlag gebracht, mit welcher die Herrn ein solches Sujet bearbeiten, ohne Einheit des Plans, welches auch der unglücklich gewählte Stoff oft gar nicht gestattet; ein verwirrtes Durcheinanderlaufen einer unzähligen Menge unbedeutender Personen! Und die Sprache, welche diese Menschen reden, die dann mehrentheils ein abgeschmackter Mischmasch von altem Ritter; Jargon und moderner Conversations; Sprache ist! Ueberlegt man nun noch dabey, wie lächerlich es herauskommt, wenn auf unsern kleinen Theatern Belagerungen, Turniere, Fürstens Versammlungen und dergleichen vorgestellt werden; so ist nicht abzusehn, wie Menschen von gesunder Vernunft an Schauspielen von der Art Geschmack finden, wie sogar diese Armseligkeiten die bessern regelmäßigen Schauspiele und die ältern Meisterwerke haben verdrängen können.

Dassender für uns, wie die französischen Trauerspiele, sind einige ihrer ernsthaften Dramen und Character: Stücke gefunden worden, obgleich die aus dem Englischen übersetzten, die wir auch größtentheils Schröders zu danken haben, den Vorzug verdienen.

In der That scheint es, als wenn für das Genie unsrer Nation das ernsthafte Drama besonders annehmlich wäre; auch haben uns, neben den Producten, welche wir den Ausländern verdanken, einige teutsche Schriftsteller mit vorzüglich guten Stücken solcher Art beschenkt. Man kann zu dieser Gattung Ifflands Familien:Gemälde rechnen, die warme Theilnehmung bey Jedem erwecken, der Sinn für häusliche Freuden und Leiden hat. Iffland ist stark in dieser Art Malerey; doch übertreffen die Mündel, die Jäger und Verbrecher aus Ehrsucht seine neuern Stücke.

Es könnte scheinen, als wenn es immer schwerer würde, interessante Gemälde ernsthafter und comischer Art für das Theater zu liefern. Die Haupt: Thorheiten und Laster der
Mens

Menschen sind schon von ausländischen und deutschen dramatischen Schriftstellern geschildert worden; Wir haben einen Geizigen, einen Spieler, einen Lügner, einen Prahler, einen Ruhmräthigen, einen Zerstreuten und andre auffallende Charactere, theils ernsthaft, theils comisch bearbeitet, von Meisterhänden gezeichnet. Dazu kommt, daß die täglich, durch Lectur und vermehrte Geselligkeit, in allen Classen der Bürger wachsende Menschenkenntniß, es schwer macht, dem Zuschauer Bilder darzustellen, die ihn durch Neuheit fesseln. Allein die Mischungen und feinen Nuancen bleiben immer unendlich mannigfaltig und der philosophische Seelens Maler hat noch ein unermessliches Feld vor sich. Indessen sieht man vielen unsrer geistig ärmern dramatischen Schriftsteller die Verlegenheit an, etwas noch nicht Gesehenes zum Vorschein zu bringen; und daher kommt es dann, daß sie, statt die Natur zu copieren, Charactere von eigener phantastischer Schöpfung und höchst unwahrscheinlicher Composition zusammenslicken und, an die Stelle einer einfachen, interessanten Handlung, nach dem Muster der Italiener, durch verwirrte Schürzung des

Knotens und allerley Misverständnisse, die Aufmerksamkeit in Spannung zu halten suchen. Aus dieser Quelle kommen fast alle die so genannten Intriguen-Stücke, die mehrentheils, ohne Plan und Haltung, nur den Witz und die Neugier beschäftigen, Verstand und Herz aber leer lassen.

Den größten Mangel scheinen wir an guten eigentlichen Lustspielen zu haben. Es ist nicht unwichtig, = hiervon einige Ursachen anzuführen. Ich werde es nicht wagen, zu entscheiden, ob unter uns nicht in der That die vis comica feltner und ob nicht vielleicht der ernsthafte, fleißige Deutsche ärmer an lebhafter Phantasie, leichtem Witz und ächtem Humor ist, wie die Bewohner anderer Gegenden von Europa; allein es stellen sich mir, ausser diesem, verschiedene Gründe dar, die es begreiflich machen, warum es unsern Schriftstellern schwer werden muß, solche comische Scenen auf das Theater zu bringen, die allen Classen der Zuschauer Nutzen und Unterhaltung gewährten. Unter den Engländern, vorzüglich aber unter den Franzosen, sind die Stimmung
und

und der Grad der Cultur in den verschiednen Ständen und in den abgesonderten Provinzen nicht so gegen einander abstechend, wie bey uns. Es giebt also da mehr allgemeine Nationalsarrheiten; und selbst die oft so äusserst sonderbare originelle Thorheit eines Engländers hat doch immer ein Gepräge, das jeder Engländer kennt und zu beurtheilen versteht. Bey uns hingegen, wo Erziehung, Bildung, Regierung, Gesellschaften und Geschmack in den verschiednen kleinen teutschen Staaten und in den unzähligen Rang-Ordnungen sich so wenig ähnlich sehen, hat dasselbe Bild für manchen Zuschauer sehr viel Reiz, indeß der andre keinen Zug darinn findet, der ihm bekannt und natürlich vorkäme. Des Grafen Soden Lustspiel: **Lilliput** ist ganz Natur und zeichnet die Nermlichkeiten, die man an kleinen Höfen wahrnimt; aber aller Witz, der darinn herrscht, geht verloren, wenn dies Stück im nördlichen Theile von Teutschland aufgeführt wird. Sehr schwer ist es also, die comischen Charactere auf der Bühne so zu behandeln, daß sie bey allen Classen der Zuschauer ihr Glück machen. In dieser Klippe scheitern so viele unsrer Lustspiele

Fabricanten und zwar mehrentheils von der Seite des niedrig Comischen, weil sie selten mit den feinem Thorheiten der höhern Stände bekannt sind oder sich auf zu specielle Schilderungen einlassen. Auch hierinn kann Gotter zum Muster des Bessern dienen; Wie äusserst fein ist nicht zum Beyspiel das Lächerliche in dem Lustspiele die Erbschleicher gefasst! Er hat hier sehr glücklich die brauchbarsten Scenen aus dem légataire universel genützt. Ueberhaupt verdienen dergleichen gute Umarbeitungen noch immer den Vorzug vor den mehrsten unsrer Original:Lustspiele; aber die Umarbeiter müssen Männer von Ueberlegung, Genie und Welt- und Menschenkenntniß seyn, um ihr Werk nicht zu verplümicken.

Das ächt Comische kann theils in den Characteren, theils in den Situationen, theils endlich in den witzigen Einfällen beruhn, welche man den Personen in den Mund legt. Die Zeichnung originell comischer Charactere mislingt den mehrsten unsrer Schriftsteller, und wenn sie auch, wie zum Beyspiel Herr Brömel in einigen seiner Stücke und Herr Brezner in

in dem Lustspiele: Complimente und Wind, ein Bild von der Art vortreflich anlegen; so überladen sie es doch nachher auf die unwahrscheinlichste Weise im Colorit, oder verstehen die Kunst nicht, dem Ganzen Haltung zu geben. In Erfindung comischer Situationen ist Jünger glücklich; doch sind alle seine Stücke zu eilig hingeschrieben; einmal vorgestellt gesehen überraschen sie; aber bey genauerer Bekanntschaft vermisst man in ihnen weise Anordnung des Plans, gute Vertheilung des Ganzen und Würde und Correctheit im Ausdrucke und in der Sprache. Das Comische, welches bloß durch eingestreute witzige Einfälle bewirkt wird, ist, wie sich das wohl von selber versteht, allein nicht fähig, aus einem Stücke ein gutes Lustspiel zu machen; Es muß dahin passen, wo es steht, muß zu dem Charakter der Personen passen, denen man es in den Mund legt. Vor allen Dingen muß sich der Verfasser hüten, daß man ihm nicht ein Bestreben ansehe, seine lustigen Einfälle anzubringen, und daß nicht alle seine Personen, mögte ihre Erziehung und Bildung auch noch so verschieden seyn, einerley Art von Witz austramen.

So viel über dramatische Schöpfung;
 Und nun zum Schlusse dieses Abschnitts noch
 etwas von solchen Schriftstellern, die
 theoretische und critische Werke über die
 schönen Künste liefern!

Für den Dramaturgen glaube ich schon in
 diesen Blättern genug gesagt zu haben; Er
 (und mit ihm Alle, die Kunstwerke prüfen und
 beurtheilen) vergesse nicht, den jungen Schrift-
 steller und Künstler auf die Regeln zurückzu-
 weisen; welche nicht Willkühr und Pedanterey,
 sondern Natur und weise Ueberlegung vorge-
 schrieben haben! Er mache es ihm begreiflich,
 daß die kühne Uebertretung dieser Vorschriften
 allein noch nicht das Kennzeichen des höhern
 Genies, und daß es ehrenvoller sey, Schwierig-
 keiten glücklich zu überwinden, als einer aus-
 schweifenden Phantasie auf unbestimmtem Wege
 den Lauf zu lassen! Wenn ich aber von Dramaturgen
 rede; so denke ich dabey nicht an die
 besoldeten Schreiber, deren fast jeder reisende
 Principal Einen mit sich herumzieht, und der
 in fliegenden Blättern oder anonymen Briefen,
 die irgend ein gutwilliger Journalist einrückt,
 daß

das ganze Theaterwesen seines Wunders ausposaunen und preisen muß.

Nach dem musicalischen Schriftsteller sey es gesagt, wie nöthig es im jetzigen Zeitalter ist, den jungen Componisten begreiflich zu machen, daß, wenn große Tonsetzer sich zuweilen, um besondere Wirkungen hervorzubringen, gewisse Unregelmäßigkeiten erlauben, es darum noch nicht gestattet sey, die Vorschriften des reinen Satzes und der richtigen Harmonie für entbehrliche Dinge zu halten.

Die mehrsten Männer, welche über Theorie der Tonkunst geschrieben haben und selbst der Verfasser der zum Theil so vortreflich ausgearbeiteten musicalischen Artikel in Sulzers allgemeinen Theorie der schönen Künste, schreiben der Music eine Wirkung auf die sittliche Beredlung der Völker zu, von welcher ich mich nicht überzeugen kann. Daß sie von dieser Seite mehr wie sie jetzt leistet, leisten könnte, wenn man sie würdiger behandelte, wenn man aufhörte, die künstlichen Spielereyen, womit unsre mehrsten Tonstücke jetzt verziert sind, für

wesent-

wesentliche Schönheiten zu halten, und dagegen den Sinn für den wahren Gesang und eine ihm untergeordnete, nicht gesuchte Harmonie wieder zu erwecken; das ist wohl keinem Zweifel unterworfen; Allein schwerlich wird man es je dahin bringen, die Music eine bestimmte, unzweydeutig verständliche Sprache der Empfindungen reden zu lassen. Sie kann, meiner Empfindung nach, nur dunkle Gefühle erregen, kann nur empfänglich machen für Eindrücke von sanfter oder heftiger, fröhlicher oder trauriger Art, die aber das Gemüth eben so wohl zu reinen und moralischen, wie zu üppigen und schwelgerischen Trieben in Bewegung setzen. Dasselbe schmelzende Adagio, welches während der Consecration in einem musicalischen Hochamte alle Zuhörer zu inniger Andacht und Anbetung stimmt, würde auch angewendet werden können, um ein gefühlvolles Herz zu den Regungen irdischer Liebe zu erweichen, und es giebt keinen charakteristischen Unterschied in der musicalischen Sprache, wodurch man einen feurigen Marsch, der zur ächten Tapferkeit aufruft, von demjenigen unterscheiden könnte, durch welchen das Volk gereizt wird, den Pallast seines Königs zu stürmen.

Die

Die Music macht also nur reizbarer, und daß dies eben so oft zum Nachtheile, wie zur Beförderung der Moralität geschehn könne, davon liefert uns leider! die sittliche Aufführung der mehrsten Tonkünstler den Beweis. Man halte mich deswegen nicht für einen Verächter der Music! Es wäre wohl sonderbar, wenn man etwas verachtete, womit man sich einen großen Theil seines Lebens hindurch viel beschäftigt hat. Aber eben weil das bey mir der Fall ist, wage ich es, über diese Kunst in einem entscheidendem Ton zu reden, wie der ist, den ich sonst zu führen pflege. Mir hat die Natur ein gefühlsvolles Herz gegeben und ältere und neuere Music habe ich theoretisch und practisch mit anhaltendem Fleisse studiert, weiß also, was sie leisten und wirken kann.

Eine sehr vollständige und gut geschriebene Geschichte der Music hat uns Herr Forkel geliefert. Aus Dankbarkeit für den Fleiß, mit welchem er die Materialien dazu gesammelt und so wohl geordnet hat, verzeiht man ihm gern seine muscalschen Compositionen und seine Erstickten über Gluck, Bogler &c.

Fähiger, wie die Music allein, eine bestimmte, deutliche Sprache der Empfindungen zu reden, ist die mit ihr verbundene höhere Tanzkunst, indem da die Pantomime, welche oft ausdrucksvoller wie Worte redet, die Dolmetscherinn der Music wird. Ueber diesen Gegenstand ist wohl bis jetzt noch nichts Besseres geschrieben, wie die lettres sur la danse, par Monsieur Noverre.

Die critischen Schriften über Malerey und Bildhauerkunst und die Beschreibungen der Kunstwerke des Pinsels und des Meißels sind hauptsächlich für den angehenden Künstler von großem Nutzen, um ihn aufmerksam auf kleine, oft überschene Schönheiten und Fehler in Plan, Anordnung und Ausführung zu machen. Fast ganz vergebens aber liest sie der bloße Dilettant, wenn er daraus einen Theil des Genusses zu schöpfen denkt, den der Anblick solcher Kunstwerke gewährt. Wer kann die Wirkung, welche schöne Formen, Colorit, treue Darstellung der Natur und was man sonst in Gemälden und Bildsäulen bewundert, auf die Seele machen, in Worten darstellen? Uebrigens sehen aber
auch

auch Schriftsteller von der Art in den Kunstwerken oft Schönheiten und Absichten, an welche der Künstler selbst nicht gedacht hat. Auch rathe ich dem Kenner, welcher solche Sammlungen studiren will, nicht mit dergleichen Beschreibungen in der Hand dahin zu gehn. Er fessele nicht durch vorgefasste Meinungen und fremde Autorität sein freyes Urtheil; sondern überlasse sich den Eindrücken, die der Anblick auf seine eignen Gefühle macht, lese, wenn er will, nachher, was andre Werkverständige darüber gesagt haben, und gehe dann etwa noch einmal hin und schaue! Eine seltne Gabe, mit Kenntniß, Scharfsinn und Wärme über solche Kunstwerke zu schreiben, zeigt Forster in seinen Ansichten am Nieder-Rhein.

IX.

Etwas über Romane und andre Zweige
der schönen Literatur.

Keine Gattung von Schriften scheint geschickter, das Nützliche mit dem Gefälligen zu verbinden und ernsthafte, wichtige Wahrheiten in ein angenehmes Gewand zu hüllen, wie der Roman. Hier werden Bilder aus dem wirklichen Leben dargestellt, ohne daß der Maler sich einem so vielfachen Zwange zu unterwerfen braucht, wie der dramatische Schriftsteller. Den unbedeutendsten Stoff, wahr oder erdichtet, kann er mit dem größten Erfolge nützen. Er läßt so viel Personen aus allen Ständen auftreten, wie ihm beliebt, in so fern er sie nur zu Einer Hauptgruppe zu vereinigen versteht. Er kann eine unendliche Mannigfaltigkeit von Characteren auf den Schauplatz bringen. Er läßt seine Personen handeln, schreiben, erzählen, dichten, rathomiren über hohe und niedre Gegenstände,
sich

oder, als Geschichtschreiber, in der dritten Person erzählen, kann das Ganze in einen Briefwechsel einkleiden, oder abwechselnd bald in Erzählung, bald in Briefen, bald auch in Dialogen die Geschichte fortrücken, ja! sogar in eingestreuten Gedichten seine Personen ihre Empfindungen ausdrücken lassen.

Die in Brief-Form eingekleideten Romane sind vorzüglich angenehm zu lesen, wenn der Verfasser die Kunst versteht, dem Style, nach der Verschiedenheit der Personen, die gehörige Abwechslung zu geben; aber eben deswegen und weil es nicht so leicht ist, durch eine solche Sammlung von Briefen den Faden der Geschichte ungezwungen hindurchlaufen zu lassen, hat diese Gattung für einen nicht sehr geübten Schriftsteller manche Schwierigkeit. Geschichtserzählung in der ersten Person wird leicht eintönig und es tritt auch oft der Fall ein, daß man den Helden in Lagen schildert, die er selbst schicklicher Weise nicht so treu, wie ein Andern, beschreiben kann. Folglich scheint die Art, in der dritten Person zu erzählen, die bequemste, um so mehr, da sie die Freyheit nicht ausschließt,

eins

einzelne Episoden auf andre Art zu behandeln und auch Briefe einzustreuen.

Ich habe oft erklärt und größere Männer haben es vor mir gesagt, daß für junge Leute fast jede Romanen-Lectur schädlich sey. Es ist hier nicht nur bloß von solchen Werken die Rede, welche die Phantasie erhitzen, unbestimmte Thätigkeit erwecken, Leidenschaften und Triebe aufregen, Geschmack an seltsamen Abentheuern nähren und an Erwartung wunderbarer Entwicklung der Schicksale gewöhnen. — Und welcher Roman ist gänzlich davon frey, dergleichen unmerklich zu befördern? — sondern selbst von den besten Producten dieser Art. Sie vermehren die feinere Welt; und Menschenkenntniß, zeichnen gute, aber, des Contrastes wegen, auch schlechte Charactere. Nicht zu erwähnen, daß es bedenklich ist, ein junges Herz mit Verderbnissen bekannt zu machen, die ihm bis jetzt fremd waren; so fragt sich's: ist überhaupt der Jugend frühzeitig eine große Summe von Welt- und Menschenkenntniß nützlich? „Man kann“ heißt es „am besten die Klippen vermeiden, wenn man diese Klippen genau kennt;“ Es scheint

so; allein wenig Menschen scheitern aus eigentlicher Unwissenheit; in den Jahren aber, wo von Innen und Aussen die Stürme der Leidenschaften, Begierden, Verführungen und Reizungen toben; da helfen solche moralische See-Carden nicht. Wachsamkeit, Vermeidung der Gelegenheit und böser Gesellschaften, ja! oft selbst die glückliche Unwissenheit sind die wohlthätigsten Verwahrungsmittel. Auch die treuesten Gemälde von der Art sehen auf dem Papiere ganz anders aus, wie die Originale in der wüthlichen Welt — ach! das Auge erkennt sie nicht wieder, erinnert sich ihrer nicht, in dem Augenblicke, wo es am nöthigsten wäre, und der weiseste theoretische Menschenkenner wird täglich betrogen und irregeleitet, ohne Erfahrung. Ist nun der Nutzen einer so frühen Bekanntschaft von der Art mit den Verderbnissen des Herzens und überhaupt mit der Welt und den Menschen ungewiß; so ist das gegen den Nachtheil desto gewisser und auffallender. Die mehrsten unserer jungen Leute haben durch die immer allgemeiner einreißende Romanen-Lectur, bevor sie noch in die größere Welt treten, schon einen solchen Vorgenuß von

allein

allem gehabt, was sie darinn erwarten können, daß, (gleich Dem, welcher der Vorstellung eines Schauspiels beywohnt, das er oft gelesen hat) nichts mehr sie überrascht; daß ihnen alles langweilig und alltäglich vorkommt; daß, um etwas Neues zu erleben, ihr Thätigkeits-Trieb sie rastlos auf Irrwegen herumtreibt; daß sie ideale Menschen aussuchen, weil ihnen die wirklichen zu gemein scheinen. — Und so schleppen sie dann voll Ueberdruß eine sehr traurige, freudenleere Existenz mit sich herum. Man wundre sich daher nicht, wenn ich das Lesen der besten Romane passender für gebildete Leute von Jahren und festem Character, als für Jünglinge und Mädchen halte! So ein Blick, zurück in das unruhige Gewühl der Welt, durch welches man sich mit Ehren hindurchgearbeitet hat, gewährt dem Manne und Greise eine unterhaltende und nützliche Aussicht. Man findet da Gegenden, die man selbst durchwandert ist, Personen, Charactere, von alter Bekanntschaft; Angenehme Erinnerung, sowohl der genossenen Freuden, als der überstandenen Kummernisse, erfüllt dann die Seele; Man sieht auch die Gruben aufgedeckt, über

die man unwissend glücklich hinweggehüpft ist, und freuet sich, daß man der Gefahr entronnen. Man berichtigt durch fremde Erfahrung seine eignen und macht sich dadurch geschickter, ein weiser und vorsichtiger Lehrer und Begleiter seiner Kinder und jungen Freunde zu werden.

Alle gebildete Nationen haben unter ihren literarischen Producten Romane aufzuweisen gehabt. Von den Griechen sind uns ein Paar Stücke dieser Art hinterlassen worden, die noch zu Mustern dienen können. In neuern Zeiten ist fast bey allen europäischen Völkern dieser Zweig der schönen Literatur vor andern beliebt geworden. Vorzüglich aber haben die englischen Romane zuerst unserm Geschmacke in dieser Sache eine gute Richtung gegeben. Der große Fleiß, mit welchem Richardson seine Charactere ausmalt, ist von Manchen getadelt worden; allein welche Wahrheit und Haltung herrschen nicht in seinen Bildern; welche ein Reichthum von Menschenkenntniß ist nicht aus seinen Werken, besonders aus seiner Clarisse zu schöpfen, und mit welcher meisterhaften Kunst führt er nicht die Geschichte bis zur

Cata:

Catastrophe fort! Die originelle Laune, die Lebhaftigkeit und der Witz, mit welchem Fieldings und Goldsmiths Romane geschrieben sind, geben dieser Manier Reize, die man an Richardsons Werken in dem Grade nicht antrifft; überhaupt aber sind die Engländer Meister in ächter Eeelen-Malerey. Wir müssen in diesem Fache des unnachahmlichen Noricks Sterne anatomischen Zeichnungen des menschlichen Herzens einen hohen Platz anweisen; Sein Tristram Shandy und die empfindsamen Reisen haben zwar ein ganzes Heer schlechter Nachahmer in Bewegung gesetzt, aber auch die Aufmerksamkeit des philosophischen Beobachters auf die kleinern, und doch so wichtigen Characterzüge, die sich in äussern, unbedeutend scheinenden Handlungen offenbaren, geschärft.

Frankreich ist das Vaterland einer ungeheuren Menge höchst wässricher Romane, in welcher eine kahle Liebes-Intrigue die Grundlage ausmacht, die dann mit leeren Declamationen und Sentiments; Prunk aufgestuht, nur solche Menschen beschäftigen kann, die mit Anwen-

dung ihrer Zeit verlegen sind. Viele dieser Romane sind dabey für die Jugend unendlich gefährlich. Ein abscheuliches Buch, welches aber mit großer Menschenkenntniß geschrieben ist und den Titel führt: *les liaisons dangereuses*, liefert ein treues Bild des schrecklichen Eitens Verderbnisses, welches, besonders in den höhern Ständen, in Frankreich herrschend geworden war und nun dies unglückliche Reich in den Abgrund gestürzt hat. Allein kein Mensch, dem Tugend und Unschuld heilig sind, kann dies Buch ohne Abscheu lesen und wer so etwas ohne Schaam hinschreiben und der Jugend in die Hände liefern durfte, verdient den Fluch jedes rechtschaffnen Mannes. Rousseaus Meisterwerk: *Julie, ou la nouvelle Héloïse*, obgleich voll Gefühl für Tugend und Seelen: Adel, ist doch, des Verfassers eignen Geständnisse nach, für Jünglinge und Mädchen von reizbarer Phantasie und warmem Herzen, höchst gefährlich, zu lesen. *Le Sage* comische Romane können zum Muster in dieser Gattung Schriftstellererey dienen und es ist nicht möglich, mit mehr Scharfsinn und Laune, wie er, besonders in seinem *Gil Blas de Santillana*, nützliche Wahr:

Wahrheiten und interessante Schilderungen in das angenehme Gewand einer leichtfertigen Poesie zu hüllen. Voll Muthwillen, aber auch voll Witz sind Crebillons Romane. Wer boshafte Verhisslage liebt, dem leisten Voltairs Schriften in diesem Fache ein Gnüge.

In keinem Lande in der Welt aber ist wohl eine größere und in so mannigfaltiger Manier geschriebne Anzahl von Romanen erschienen, wie seit zwanzig Jahren in unserm teutschen Vaterlande. Daß der größte Theil derselben von der elendesten Art ist, versteht sich wohl von selber. Weil indessen das Bedürfniß des Lesens neuer Schriften auch bey uns ein Zweig des immer steigenden Luxus geworden ist; so beschäftigt diese Art Schriftstellerey noch immer eine Menge Federn müßiger, zu sonst nichts tauglicher Leute, die, unbekannt mit Welt und Menschen, entweder verzeichnete Caricaturen für Originalgemälde verkaufen und Sitten schildern, die ihnen fremd sind, oder uns in die Cirkel der niedrigen Volksklassen und ungebildeter Studenten einführen.

Allein mitten unter diesem Haufen schlechter Producte besitzen wir auch eine beträchtliche Anzahl guter Romane, ernsthafter, comischer und gemischter Art, in allerley Form, wovon jeder denn aber wieder Gelegenheit zu neuem Nachahmer-Unfuge gegeben hat. Wielands *Agathon*, das Werk des tiefblickendsten Philosophen, erfahrensten Weltmanns und seelenvollsten Dichters, wäre allein hinreichend, in diesem Fache bey der Nachwelt die Ehre unsrer Literatur zu retten. *Goethens Leiden des jungen Werthers* — dies Meisterwerk in seiner Art, hat uns eine Ueberschwemmung von Liebes-Geschichten voll Sturm und Drang zugezogen und eine Zeitlang eine Sprache und Terminologie unter unsern jungen Leuten herrschend gemacht, wovor jeden Mann von gesunder Vernunft eckeln mußte. Diese Tharheit wurde durch die mondsüchtige Periode der Waiseley und Empfindeley verdrängt, von deren Einführung dem Herrn Miller, durch seine *Siegwarte und Burgheime*, die Ehre gebührt. Bald nachher riß auch die Buth des Ritterwesens und der Durst nach Geister- und Hexen-Märchen unter den teutschen Romanen-Schreibern

bern

bern und Lesern ein und diese noch fortdauernde Krankheit fällt leider! nur selten in die Hände eines Mannes, wie Wächter ist, dessen Sagen der Vorzeit, die er unter dem Namen Veit Weber herausgegeben hat, mit jedem Theile interessanter geworden sind. Mit comischen Romanen von vorzüglichem Werthe hat uns der braune Mann (Müller in Tzeboe) beschenkt. — Kurz! (Denn es würde die Grenzen dieses Werks überschreiten, auch nur die besten Schriftsteller in jedem Fache namhaft zu machen) wir sind an guten Romanen aller Gattung reicher, wie an andern Producten der schönen Literatur.

Seit kurzer Zeit fängt man an, Geschichten in dramatischer Form zu schreiben, wozu vielleicht Meißners Skizzen und sein Alcibiades, in welchen doch aber nur einzelne Scenen dialogirt sind, Gelegenheit gegeben haben. Ich kann nicht sagen, daß diese Art von Behandlung Reiz für mich hat; am wenigsten, dünkt mich, verträgt es sich mit der Würde der Geschichte, wirkliche Begebenheiten auf diese Weise, mit Erdichtung vermischt, in Romane zu verwandeln.

deln, besonders wenn dann, wie es oft der Fall ist, nicht die gehörige Ueberlegung angewendet wird, um die eingeführten Personen eine Sprache reden zu lassen, die dem Zeitalter, darinn sie gelebt haben, angemessen ist.

Der ergiebigste Zweig der heutigen Modes Lectur sind die Journale, Magazine, Museen, Monatschriften u. s. f. Wenn diese von der einen Seite die leidige Polyhistorey befördern und, durch die Mannigfaltigkeit der darinn zum Theil sehr flüchtig behandelten Gegenstände, die Leser verleiten, sich mit den daraus geschöpften oberflächlichen Kenntnissen zu begnügen; so stiften sie doch von der andern Seite auch vielfachen Nutzen. Es werden dadurch nützliche Wahrheiten auf leichte Weise in allgemeinen Cours gebracht. In manchen kleinen Aufsätzen, die man ausserdem nicht würde haben drucken lassen, werden wichtige Gegenstände, in gedrängter Kürze, mit ächtem Scharfsinne behandelt, aus einem neuen Gesichtspuncte dargestellt; und da bey vielen dieser periodischen Schriften nur auf eine bestimmte Classe von Lesern Rücksicht genommen ist; so beeifern sich

sich die Schriftsteller, ihren Vortrag für gewisse Stände, Alter und Geschlechter auf eine Art passend einzurichten, die man von größern Werken, welche dem ganzen gelehrten Publico gewidmet sind, nicht erwarten kann.



X.

Von historischen, geographischen, statistischen Schriften, Zeitungen &c.

Was kann dem Menschen interessanter seyn, wie die Geschichte dessen, was in vorigen Zeiten andre Generationen von Menschen in der Welt getrieben haben und die Beschreibung der vielfachen Veränderungen, die mit und auf der Erde seit Jahrtausenden vorgegangen sind? Die Urkunden aller Völker reichen nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte hinan, wenn wir die Annalen der Juden ausnehmen. An diese knüpfen sich dann die Geschichtsbücher der Griechen und Römer, von welchen ein reicher Schatz auf uns gekommen ist, der vielleicht noch einst vermehrt werden wird, wenn je einmal in Constantinopel aufgeräumt werden und in Italien nicht mehr verkehrte Regierungs-Grundsätze den Nachforschungen der unterirdischen Monumente der Vorzeit Hindernisse in den Weg legen sollten.

Wey

Bey allen europäischen Nationen, bey welchen die Cultur zu einer gewissen Höhe gestiegen, ist das Studium der Historie ein vorzüglichlicher Gegenstand der gelehrten Wirksamkeit gewesen. Die beynahe allgemein übliche Norm, die Schicksale der Völker im Ganzen, welche dabey das Haupt-Augenmerk seyn sollten, den Lebensbeschreibungen ihrer Regenten gleichsam nur einzuschalten, hat von je her dem philosophischen Geiste der Geschichte Fesseln angelegt; doch haben große Männer unter den Engländern, Franzosen, Spaniern und andern Nationen diese Schwierigkeit glücklich überwunden. In keinem Jahrhunderte aber sind so herrliche Fortschritte in dieser Wissenschaft gemacht worden, wie in dem unsrigen. Hierzu reichen jetzt die Regierungen beynahe aller Länder die Hände und die großen Reisen, welche auf öffentliche Kosten, auf dem ganzen Erdboden umher, angestellt werden, um die Länder- und Völkerkunde zu vermehren, beginnen, an der Hand der sich in gleichem Verhältnisse vermehrenden Naturkenntnis, ein Capitel nach dem andern aus der alten Fabel in achte Wahrheit umzuschaffen, Annalen und Ueberlieferungen zu be-

richtig

richtigen und das Feld zu ebnen, auf welchem wir für die Nachwelt fortarbeiten können.

Nach bey uns Deutschen hat dies Feld der Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik seit einem Viertel Jahrhunderte eine reiche Erndte getragen. Die teutsche Geschichte der mittlern Zeiten müssen wir größtentheils aus alten Chroniken zusammensuchen, die indessen sehr nützliche Dienste leisten und oft helle Blicke veranlassen, die den Geist des Zeitalters enthüllen. Die Bemühungen unster neuern Geschichtschreiber werden durch Regierungen, die nach aufgeklärten Grundsätzen handeln, unterstützt; Man betrachtet nicht mehr die Archive wie eine Niederlage von Geheimnissen; Man gestattet dem Schriftsteller ein bescheidenes, aber freyes Urtheil über öffentliche Schritte und Anstalten, welche Einfluß auf die Bildung des Volks haben können, und bahnt dadurch Männern, auf welchen ein Geist, wie auf Schlözer, Achenwall, Spittler, Büsching, (dem Castellan von Europa) Schiller, Schmidt, Toge, Normann, Krause, Herzberg, Archenholz, dem Schweizer Müller, Schröck,

Schulz von Ascherade und Andern ruht, den Weg, nicht nur in den ältern Urkunden aufzuräumen, sondern auch mit Freymüthigkeit die Geschichte ihres Zeitalters für die Nachkommen schon in die Hände der jetzigen Generation zu legen. Einige von ihnen thun dies in einer musterhaften Schreibart, und Schulz von Ascherade sogar in einem solchen lateinischen Style, der dem goldnen Zeitalter der römischen Literatur Ehre machen würde.

Man faßt alle Regeln für den Geschichtschreiber zusammen, wenn man sagt, daß er mit Würde und Wahrhaftigkeit schreiben müsse. Ein blumenreicher, poetischer, ein prestigetüchtiger und ein declamatorischer Styl sind eben so niedrig, wie ein schleppender, wässerichter Vortrag. Je mehr er die Kunst versteht, die Thatsachen selbst reden zu lassen, wenig eignes Raisonnement einzuflicken, aber auf die Darstellung dieser Thatsachen die ganze Kraft des Eindrucks zu bauen, den die Geschichte auf den Verstand und das Herz der Leser machen muß, desto würdiger ist sein Styl. Anders aber schreibt der Biograph und anders der pragmatische Geschichtschreiber

schreiber, anders Der, welcher die großen politischen Weltbegebenheiten darstellt, anders Der, welcher einen einzelnen Zweig dieser Wissenschaft, Kirchen:Geschichte, Gelehrten:Geschichte u. s. f. bearbeitet. Wahrhaftig soll der Geschichtschreiber seyn, das heißt: er soll nichts für gewiß ausgeben, als das, wovon er fest überzeugt seyn kann, daß es wirklich so und nicht anders geschehen sey; er soll seine Muthmaßungen über Ursachen und Bewegungsgründe, wodurch die Thatsachen herbeygeführt worden, nicht mit den offen liegenden Veranlassungen dazu vermischen; Er soll Märchen und Volksagen für nichts mehr verkaufen, als was sie sind; Es kömmt ihm nicht zu, eine Parthey zu ergreifen, und das Herz seiner Leser auf Unkosten der kalten, richterlichen Vernunft, zu bestechen. Leiden seine bürgerlichen Verhältnisse nicht, daß er freymüthig rede; so soll er ganz schweigen. Verachtung verdient der feile Lobredner, sey er nun Schmeichler der Fürsten oder des Volks, der, unter dem ehrwürdigen Namen des Geschichtschreibers, die Wahrheit beschiracht, Facta verdreht, verstümmelt, verschweigt und dadurch die Nachwelt täuscht. — Doch das ist
in

In unsern Tagen nicht mehr zu befürchten; die Zeit entwickelt alles und die folgende Generation weiß unter den Schriftstellern ihrer Vorfahren diejenigen, welche sich ein Recht auf Dank, Zutraun und Ruhm erworben haben, von denen zu unterscheiden, welche Vergessenheit und Schmach verdienen.

Dies gilt denn auch überhaupt von allen statistischen und politischen Schriftstellern. In den jetzigen merkwürdigen Zeiten glaubt Jeder sich berufen, über die großen, wichtigen Staats-Begebenheiten und Verfassungen seine unmaßgebliche und maßgebliche Meinung zu sagen. Leute, die über diese Gegenstände nie reiflich nachgedacht und nie Gelegenheit gehabt haben, sich den Schwellen der Cabinette zu nähern, ja! die Welt und Menschen überhaupt nur aus Büchern kennen, geben den Völkern und Regierungen Rath und Vorschrift. — Nun! das mögte hingehn; Jedermann muß ja die Freyheit haben, seine Meinung zu sagen; aber wenn dergleichen schlechte Schriftsteller, gegen eigene Ueberzeugung, um die Gunst einer mächtigen Parthey, unwürdige Beförderung im bür-

gerlichen Leben, oder ein kleines Jahrgeld zum Sündenlohne zu erschleichen, die gesunde Vernunft mit Füßen treten, Vorurtheilen und widernatürlichen Forderungen das Wort reden und dadurch, wenigstens nach ihren schwachen Kräften, das Ihrige beytragen, schreckliche bürgerliche Unordnungen zu vermehren, Menschen, die schon gereizt sind, immer mehr zu erbittern und das fürchterliche Mißtrauen zwischen Regenten und Völkern zu nähren; so ist für solche Verworfne die Verachtung eine zu gelinde Strafe. Uebrigens pflegen weise Regierungen, wenigstens in ruhigen Zeiten, es gern zu sehn, daß über politische Gegenstände, jedoch in einem bescheidenen Tone, geschrieben werde; und das mit Recht. Ueber alles, was bürgerliche Glückseligkeit betrifft, kann man nie genug raisonniren hören; keine Staats-Verfassung ist ohne Mängel, und durch das Organ der Schriftsteller gelangt zuweilen auf die leichteste Art, grade wenn es noch Zeit ist, die Stimme des Volks zu den Ohren der Fürsten; es müßte denn seyn, daß Diese von verrätherischen Leuten umgeben wären, die dergleichen Bücher den Augen ihrer Herrn vorsehlich entzögen, oder ihnen nur solche

Werke

Werke in die Hände spielten, die ihre Absichten beförderten. — Und nun noch einmal! Wer über Rechte und Pflichten der Bürger im Staate redet, der heuchle nicht! Darf, oder will er nicht laut und freymüthig sagen, was er darüber denkt; so schweige er gänzlich; das ist der Klugheit und Rechtschaffenheit gemäß!

Von Zeitungsschreibern kann man gerechter Weise nichts weiter fordern, als daß sie, ohne ihre Erzählungen mit eigenen Bemerkungen zu commentiren und ohne Parthey zu ergreifen, in einer reinen und ungeschmückten Schreibart, alle diejenigen merkwürdigen Begebenheiten treulich, unverstümmelt mittheilen, welche durch Privat-Briefwechsel, oder durch andre öffentliche Blätter, oder durch glaubwürdige Gerüchte zu ihrer Wissenschaft kommen — wenn sie anders dürfen. Da, wo man das aber nicht darf, sollte auch billig keine Zeitung geschrieben werden, oder wenigstens Der, welchem es darum zu thun ist, zu erfahren, wie es in der Welt hergeht, sollte dergleichen Zeitungen nicht lesen. Blätter, worin alles einseitig dargestellt ist; wo, wenn Schlachten geliefert werden, der

Feind immer mit großem Verluste davongelaufen, indeß bey dem begünstigten Heere nur Eine Kugel durch den Hut eines Pfeifers geflogen ist; Blätter, die zur Hälfte mit Beschreibungen der fürstlichen Geburtstags: Feste, Beförderungen und huldreichen Geschenke, zur andern Hälfte mit Empfehlungen schädlicher Quacksalbereyen und erkauften Lobes: Erhebungen schlechter Bücher angefüllt sind, verdienen nicht, gelesen zu werden. Uebrigens darf man von einem Zeitungschreiber nicht fordern, daß er lauter zuverlässige Berichte, sichere Materialien zur Geschichte liefere. Er giebt die Nachrichten so, wie er sie bekommen hat; Um sie früh genug mitzutheilen, kann er sich nicht immer die Zeit nehmen, sie zu prüfen, oder die Bestätigung zu erwarten und seine Correspondenten, selbst wenn sie an Ort und Stelle sind, sehen nicht immer klar und unbefangen.

Zum Schlusse nur noch die einzige Bemerkung! Zeitungen sollten, als Volks: Schriften, wenigstens rein und correct geschrieben seyn und nicht eine solche Sammlung von Sprachfehlern enthalten, wie die mehrsten Blätter dieser Art, welche im südlichen Teutschlande herauskommen.

 XI.

Etwas von scientificchen Werken, Lehrbüchern, Volks-Schriften &c.

Wer über ein einzelnes wissenschaftliches Sach schreibt, der wähle eines, dem er gewachsen ist; und wenn er nicht mehr zu sagen weiß, als was schon hundertmal ist gedruckt worden, oder es nicht besser und deutlicher zu sagen weiß; so vermehre er nicht den großen Haufen der Maculatur! Für die nächsten hundert Jahre sind die Gewürzkramer noch reichlich versehen.

Der gelehrte Schriftsteller gebe nicht das Theoretische, Speculative, Vermuthliche, Ungewisse, für erprobte und geprüfte Wahrheit; Der Naturforscher mache nicht eher seine Versuche als Erfahrungen bekannt, bis er sicher ist, daß keine Art von Täuschung ihn geblendet habe!

Systemgeist ist die ärgste Art von Verblendung; wenn es um Wahrheit zu thun ist, der

suche sie, so viel möglich, mit ungefesseltem Geiste und unbefangnem Herzen!

Dem Philosophen muß man erlauben, mit seinen Nachforschungen eine dunkle Bahn zu betreten, ohne die Leuchte der Offenbarung mit sich zu nehmen. Ihm kömmt es darauf an, zu zeigen, wie weit die menschliche Vernunft ohne höhern Weyweiser kommen kann. Er ist darum noch weder Leugner, noch Spötter, noch Zweifler. Im Gegentheil! Der sehnt sich gewiß am eifrigsten nach dem Lichte der Offenbarung, der nichts unversucht gelassen, ohne dieselbe Befriedigung zu finden, aber sie nicht gefunden hat und es giebt keine gründlichere Widerlegung der Zweifel gegen die reine Religion, wie die Aufforderung, ein besseres, glaubwürdiges und beruhigerendes System zu erfinden.

Gelehrte theologische und besonders solche Schriften, welche Glaubenslehren irgend einer Kirche bestreiten, sollten, so wie alle medicinische Werke, lateinisch geschrieben werden. Das heißt nicht, den Weg zur Wahrheit versperren, wenn man Den, welcher sich unter-
rich-

richten' will, in die Nothwendigkeit setzt, sich Vorkenntnisse zu erwerben, die Sprache der Gelehrten zu lernen; und es taugt nicht für den unwissenden Layen, im dogmatischen, wie in medicinischen Sache, wenn man ihn verleitet, allerley unnütze Versuche mit neuen Arzneyen an seiner Seele oder an seinem Leibe zu machen.

Wer uns ein neues philosophisches System darlegt, der macht sich sehr verdächtig, wenn er dies System in eine dunkle Sprache, in eine ungewöhnliche Terminologie einhüllt. Dies scheucht den gelehrten, geübten Denker davon zurück, bey der Ungewisheit, ob er, nachdem er noch einmal ein N. B. C. gelernt, auch wirklich neue Sachkenntnisse zu erwarten habe; und so zieht dann mehrentheils der neue Sectenstifter nur solche Schüler an sich, die sich entweder leicht mit Worten bezahlen lassen, oder die alles Neue lieben und alles Dunkle für erhaben halten.

Der Schriftsteller, welcher Gegenstände der Moral behandelt, muß sich hüten in einen trocknen und langweiligen Vortrag zu verfallen.

Nicht jeder stitliche Gegenstand läßt sich leicht und scherzhaft einkleiden; aber der ernste Ton verträgt sich sehr wohl mit Lebhaftigkeit und Wärme.

In Erbauungsschriften herrsche eine edle, einfältige Herzens-Sprache! Nur das kann zu dem Herzen gehn, was wahrhaft aus dem Herzen kömmt. Blumen der Beredsamkeit, Wiß und wäfrichte Declamation sind da gleich übel angebracht.

Zur Ehre der Literatur unsrer Zeiten fängt ein Zweig derselben welcher noch vor Kurzem in voller Blüte stand, nach und nach an, zu welken; ich meine die **mystische Literatur**. Mehrere Jahre hindurch hat man das teutsche Publicum mit Freymaurer-Büchern von gewisser Gattung, mit Rosenkreuzer- und andern Schriften dieser Art überschwemmt. Die größte Anzahl der Menschenkinder auf dieser Erde sind und bleiben denn doch immer sogenannte Profane, die das Unglück haben, dergleichen Quintessenzen der höhern Erkenntniß für eitel Thorheit und Unsinn, oder für leere, zeitverderbliche Poffen,
oft

oft auch wohl noch für etwas Nergers zu halten. Diese denken dann, es sey genug, wenn man *conniundo* ernsthaften Leuten erlaube, heimlich für sich Kündereyen zu treiben, aber höchst unbescheiden, diese Duldung zu misbrauchen, um leere Träumereyen in die Welt hinein zu schreyen, besonders wenn vielleicht gar in dem eckelhaften Jargon der Mystic ein gefährlicher Sinn verborgen seyn könnte. Ueberhaupt soll man, meine ich, nicht dasjenige laut ausrufen, was nur wenig Menschen interessieren kann, und deswegen kommt mir es auch widersinnig vor, nach dem Beyspiele gewisser Schriftsteller, Manuscripte für Freunde drucken zu lassen. Was man drucken läßt, hört auf Manuscript zu seyn, und was man seinen Freunden zugesandt hat, kann man ihnen füglich ohne Aufsicht zuschicken.

Lehrbücher für Kinder und Jünglinge müssen sich durch einen deutlichen, lichtvollen Vortrag, durch Ordnung und systematische, gründliche Entwicklung der Begriffe, vom Einfachen bis zum Zusammengesetzten hinaus, empfehlen.

Um

Um diesen Theil der Literatur und um Erziehungs-Schriften haben sich in den letztverfloßnen Jahren einige edle Männer sehr verdient gemacht, obgleich auch ein Ballast von pädagogischen Schriften erschienen ist, über deren Werth, so wie überhaupt über die Methode mancher neuern Erzieher, ich zuweilen gewagt habe, meine feyerlichen Zweifel zu äußern. Meinem Gefühle nach hat keiner unsrer Schriftsteller in so hohem Grade, wie Lampe, die Gabe, in Lehr- und Lese-Büchern für die Jugend den rechten Ton zu treffen, Würde mit Lebhaftigkeit und Einfachheit, Unterricht mit angenehmer Unterhaltung zu verbinden und sich zu den Kindern herabzustimmen, ohne kindisch zu werden.

Auch den so genannten niedern Volks-Classen beceifern sich die Gelehrten unsers Zeitalters in Schriften nützlich zu werden. Die väterliche Sorgfalt mancher weisen Regierungen unterstützt sie in diesem Vorhaben; Catechismen, Andachtsbücher, Calender, Werke über alle Theile des Landbaues, der Haushaltung, Anweisung für Handwerker und Künstler, Vorschriften

Schriften zu Bildung des gemeinen Brief-Styls, Beschreibungen fremder Länder und dergleichen erscheinen jetzt, in welchen man Aberglauben und verjährte Vorurtheile zu unterdrücken und in einer faßlichen Schreibart den ehemals so vernachlässigten Bürgern und Bauern solche Kenntnisse beyzubringen sucht, die ihm in seinen häuslichen Geschäften, zu Erhaltung seiner Gesundheit, seines frohen Muths und zu Beruhigung seines Herzens dienlich seyn können. Es ist nicht so leicht, wie man wohl glaubt, hierinn den rechten Ton zu treffen und in Beförderung der so gepriesenen und so gelästerten Aufklärung nicht weiter zu gehn, wie weise Beurtheilung der Bedürfnisse, der Empfänglichkeit und der Folgen es erheischt. Viel Schriftsteller setzen diese Rücksichten aus den Augen; und da auch die Noth des Bucherlesens aller Art unter allen Ständen täglich zunimmt; so geht wohl in der That die Volks-Aufklärung einen schnelleren Gang, als man wünschen mögte.

 XII.

 Ueber Critic, Streitschriften, Satyre &c.

Die ächte Critic ist eine große Wohlthäterinn der Literatur; Sie beurtheilt mit nüchternen Vernunft und Unpartheylichkeit die Werke der Schriftsteller, mit Rücksicht auf Natur, Schönheit, Wahrheit und die darnach bestimmten Regeln der Kunst; vergleicht sie mit den Meistersücken, die den Beyfall aller verfloffenen Zeitalter gewonnen haben; läßt sich nicht hinreißen von einzelnen blendenden Schönheiten, sondern hat stets den Zweck und die Wirkung des Ganzen in allen seinen Theilen vor Augen. Sie widersezt sich einem einreißenden üppigen, oder verderbten, falschen Geschmacke, gefährlichen Täuschungen, Vorurtheilen und Irrthümern; zeigt, durch Vergleichung der bessern Werke, jungen Schriftstellern den Weg, welchen sie gehn müssen, wenn ihre Arbeiten dauernden Werth haben sollen und lehrt die Leser, sich

Rechnen

Rechenschaft geben von den Eindrücken, die ein Buch auf sie macht. Sie läßt sich nicht irre machen durch Auctoritäten, Vorliebe, Mode, vorübergehenden Enthusiasmus, Schwärmerey und Ansehn großer Namen. Je berühmter, je größer der Mann; desto mehr fordert, desto strenger ist sie in ihrem Urtheile. Es ist ja auch mit der Wahrheit und Weisheit, wie mit dem Gelde; Die ersten zehntausend Thaler sind schwer zu erwerben; nachher wächst das Capital, wie ein Schneeball. Eine Kenntniß reicht der andern die Hand, wie ein Handlungs-Geschäft das andre erleichtert. Deswegen ist es keinem Schriftsteller zu verzeihn, wenn seine andern Werke leerer und kraftloser, wie die altern ausfallen, wenn seine Schreibart schleppender, langweilliger und unbestimmter wird. Daß seine Phantasie reicher, sein Witz lebhafter werde, ist nicht zu verlangen, wohl aber, daß er dies selbst einsehe und nicht, bey Abnahme dieser Jugendkräfte, unter dem Schutze seines alten Ruhms, Producte in die Welt schicke, welche nur die niedrige Gefälligkeit solcher Recensenten loben kann, die kein Gefühl von der Würde ihres Berufs haben.

Der Mann von wahren Verdiensten nimit gern gründliche und bescheidne Zurechtweisung an; der Stümper findet immer, daß ihm Unrecht geschieht, und klagt ohne Unterlaß über Verschöderung der Recensenten gegen ihn.

Eine freye, ernsthafte, von allen persönlichen Angriffen entfernte Beurtheilung eines Buchs, darf den Verfasser nicht beleidigen; Man kann ein sehr redlicher, auch ein verständiger und geschickter Mann seyn, und doch wohl einmal etwas drucken lassen, das keinen literarischen Werth hat.

So groß der Nutzen ist, den die ächte Critic stiftet; so wenig schadet den wahrhaftig guten Werken der ungeschickte, partheyische, oder hämische Tadel von einzelnen Recensenten. Er kann eine Zeitlang den Debit eines Buchs hie und da hemmen; aber noch nie ist ein vorzügliches Werk durch die Cabale der Kunstrichter zu einem Ladenhüter geworden, so wie auch noch nie die Posaune feiler Recensenten einer Schiller's Arbeit die Unsterblichkeit erblasen hat. Vernünftige Leute werden nur durch Gründe

bes

bestimmt, vergleichen die Beurtheilung mit dem Beurtheilten, und die Stimme der Wahrheit dringt doch durch, trotz aller Cabale.

Am besten wäre es wohl, wenn die Recensenten mit der Anzeige ganz schlechter Schriften nicht ihre Zeit verschwendeten, sondern nur an Werken von Bedeutung die Mängel und Schönheiten zeigten. Jene Sudeleyen gehen doch bald den Weg der Maculatur; Sie verdienen nicht, zergliedert zu werden; geschieht das aber nicht; so klagt der Scribler immer über Nachtsprüche.

Was man auch gegen die Anonymität der Recensenten sagen mag; so hat sie doch ihren großen Nutzen. Sie beugt der Entstehung persönlicher Feindschaften vor; der Recensent, welcher im bürgerlichen Leben vielleicht tief unter dem Schriftsteller steht, kann, ohne Rache zu fürchten, seinen Obern in einem Fache zurechtweisen, in welchem er, mehr wie Dieser, zu Hause ist; und da es hier gar nicht auf willkürliche Entscheidung, sondern auf Gründe ankommt; so hindert die Anonymität, daß ein
Z
großer

großer Name der Recension unverdientes Gewicht gebe, oder ein unberühmter den Glauben an die Richtigkeit des Urtheils schwäche.

Man kann aber sehr richtig über etwas urtheilen, ohne darum im Stande zu seyn, es besser zu machen; Mancher ist auch gegen die Fehler seiner eignen Kinder blind, der darum doch den Werth und Uawerth fremder Geburthen sehr wohl zu würdigen versteht. Besser wäre es indessen freylich, wenn ein Mann, wie Boileau, der sich bey jeder Gelegenheit über die Verse, welche Quinaut, Chapelain, la Serre und Andre schrieben, lustig machte, selbst nicht viel solcher Zeilen drucken liesse, wie zum Beyspiele die folgenden, am Ende seiner dritten Satyre sind:

Qu'à Paris le gibier manque tous les
hivers

Et qu'à peine au mois d'Août l'on
mange des pois vers.

So wenig der Kunstrichter berühmten Männern Beyfall opfern soll, da, wo sie es nicht verdienen; eben so wenig erfüllt er seine
Pflicht,

Pflicht, wenn er junge Schriftsteller, die Gente und Talent verrathen, aber noch mannigfaltig in der Bearbeitung fehlen, durch übertriebnes frühzeitiges Lob verleitet, eine zu hohe Meinung von sich zu fassen. Selbst in Privat-Briefen, die ein Mann, dessen Wort Gewicht haben kann, jungen Schriftstellern, welche ihm ihre Arbeiten überhickt haben, schreibt, ist es der Klugheit und Wahrhaftigkeit gemäß, sparsam mit den Superlativen in den Lobeserhebungen zu seyn. Von einer andern Seite aber ist es auch sehr ungerecht und undankbar, Männer, die eine neue Bahn brechen, ein bis jetzt noch wenig urbar gemachtes Feld der Literatur bearbeiten, oder sich durch Eifer für Wissenschaft, Wahrheit und Tugend um ihre Mitbürger verdient machen, kleiner, unbedeutender Fehler wegen, zu becritlem und zu necken.

Ein unsterbliches Verdienst um die deutsche Literatur und Critic hat sich, eine lange Reihhe von Jahren hindurch, mit unermüdetem Eifer und unbestechbarer Wahrheitsliebe, Nicolai erworben, und gewiß haben wir besonders der, unter seiner Leitung geschriebnen, **Allgemeinen**

deutschen Bibliothek einen großen Theil der Fortschritte zu danken, welche ächte Aufklärung, gründliche Gelehrsamkeit und guter Geschmack bey uns gemacht haben. Wenn dennoch auch dies Werk nicht von allen Unvollkommenheiten frey ist; wenn ungeachtet aller seiner Bemühungen, in jedem Fache die Recensionen nur solchen Männern anzuvertrauen, von deren Fähigkeit und Unpartheylichkeit er gewiß zu seyn glaubt; wenn dessen ungeachtet, in einem Zeitsraume von acht und zwanzig Jahren, sich hie und da wohl einmal ein casus pro amico, ein wenig persönliche Feindschaft, oder Partheygeist, mit eingemischt hat; so unterscheidet sich doch dies critische Werk, von Seiten der Gerechtigkeit und Gründlichkeit, sehr vortheilhaft von andern dieser Art. Denn wie es leider! mit den mehrsten gelehrten Zeitungen und Recensions-Fabriken aussieht, ist bekannt genug. Unwissende Schwärzer und unbärtige Jünglinge sprechen da, in dem entscheidendsten Tone, Ends Urtheile über die wichtigsten Werke, die sie kaum flüchtig durchgeblättert haben. Die Herrn Unternehmer mancher solcher Anstalt nehmen, um ihre Blätter anzufüllen, jede Recension ungesprüft

prüft an, in so fern nur ihre Privat-Meinungen darinn nicht angegriffen sind; denn fast jede dergleichen gelehrte Zeitung hält eine gewisse Parthey und man kann immer, ohne ein Buch gelesen zu haben, vorhersagen, sobald man nur den Haupt-Gegenstand desselben oder den Namen des Verfassers weiß, in welcher critischen Zeitschrift das Buch wird gelobt, und in welcher getadelt werden. Ihre eignen unbedeutenden Schriften lassen die Herrn Recensenten durch ihre Freunde lobpreisen; ja! es giebt sogar mehr wie Eine solche Recensions-Fabric, in welcher man von ganz unbekanntem Leuten Beurtheilungen annimmt und abdrucken läßt, wo also jeder Schriftsteller für sein baares Geld sich selber recensiren, ausposaunen und Leute, denen er feind ist, schmähen kann. In Verdrehung und Verstümmelung angeführter, aus dem Zusammenhange gerissener Stellen, an groben, ungesitteten Ausdrücken und an Einmischung hämischer, persönlicher Angriffe pflegt man es auch nicht fehlen zu lassen. Es hat kürzlich ein edler Wahrheits-Freund, der Doctor Meyer in Kiel, einen Recensenten dieser Art in einer eignen Schrift derbe zurechtgewiesen; allein diese Gat-

T 3

tung

eung Menschen hat alle Schaam verlohren; Sie richtet indessen weiter keinen Schaden an, als daß doch ein Theil der Verachtung, welche auf sie fällt, mit auf die Critic überhaupt ausgedehnt, und daß unser Publicum immer misstrauischer gegen alle Recensionen wird.

In Streitschriften, welche unter Gelehrten gewechselt werden, sollte, wenn es beyden Theilen wirklich nur um Erforschung der Wahrheit zu thun wäre, eigentlich kein anderer, wie ein feiner, gesitteter Ton herrschen; Indessen mischen sich nicht selten allerley Leidenschaften ein, und geben zu sehr ärgerlichen, tragisch-comischen Scenen Anlaß, welche sich gewöhnlich mit wenig Ehre für beyde Partheyen endigen. Man kann aber auch den gutmüthigsten Mann dazu verführen, daß er sich vergißt, und, wenn er nun einmal so gesinnt ist, daß er die Sachen gern bey dem rechten Namen nennt:

qu'il nome un chat un chat et Rolet
un fripon,

auch wohl einmal um sich schlägt, oder einen derben Trunpf aufsetzt. Was soll man mit
einem

einem Bösewichte anfangen, der eine öffentliche Beleidigung, Verleumdung, Beschimpfung von uns drucken läßt? Die Weisheit der Satyre fühlt er kaum; ein Injurien-Proceß wird oft durch Parteylichkeit, Cabale und Chicane in die Länge gezogen, kostet mehr Geld, wie der ganze Verleumder werth ist und wird am Ende doch wohl so gedreht, daß man keine Genußthumung erhält; Dennoch ist es, ich gestehe es, unaufrichtig, sich durch Schimpfworte zu rächen; Ich kann es nicht rechtfertigen; aber in einzelnen Fällen ist es doch wohl zu entschuldigen und zu verzeihen. Uebrigens sind Verachtung und Stillschweigen eigentlich die besten Waffen gegen solche Menschen.

Die Satyre hat von je her Nutzen gestiftet und viel weniger Unheil angerichtet, wie Leute, die kein gutes Gewissen haben, gewöhnlich vorzugeben pflegen. Der redliche und verständige Mann braucht keinen satyrischen Schriftsteller, ja! nicht einmal einen Pasquillanten zu fürchten. Wenn durch sie auch seine kleinen Schwachheiten an den Tag kommen! — wer hat deren nicht? — Solcher Schwachheiten wegen wird man von andern redlichen Leuten

nicht verachtet. Thoren und Schurken aber hält oft die billige Furcht vor der Satyre von neuen Albernheiten und Verbrechen zurück. Es giebt Unthaten, die kein Gegenstand der gerichtlichen Bestrafung werden können; ein gesunder und milder Weg, diese zu ahnden, ist, sie der Verspottung preiszugeben, ohne den Namen des Verbrechers zu nennen. Sobald dies letztere nicht geschieht, darf die Satyre für kein Pasquill gelten und greift nicht in die Rechte der Justiz. Schlimm genug, wenn dann Jeder mit Fingern auf den Mann zeigen kann, der genannt ist! Der verdient gewiß den Schimpf; Kann es aber mehr Originale zu dem Gemälde geben; so ist es boshaft, Deutungen von der Art zu machen. Pasquillanten von der niedrigsten Gattung, wie zum Beispiel die Verfasser des Schauspiels: *Bahrdt mit der eisernen Stirne*, bereiten, wenn es ihnen auch gelingt, der bürgerlichen Züchtigung zu entweichen, sich selber die härteste Strafe, nämlich die allgemeine Verachtung.

Auch im Fache der Satyre, der Ironie und Persifflage haben wir Schriftsteller aufzuweisen,

weisen, die an Wiß, Feinheit und Laune den Ausländern älterer und neuerer Zeit nicht nachstehn dürfen; Ihnen danken wir, daß manche literarische Thorheiten nicht lange dauern und manche Verschöbderung gegen die gesunde Vernunft noch zeitig genug unterdrückt wird.





XIII.

Etwas von Uebersetzern, Buchhändlern,
Nachdruckern &c.

Es ist ein Vorzug unsrer Zeiten, daß Männer, die mit den nöthigen Kenntnissen und Talenten ausgerüstet sind, das weniger sprachkundige Publicum, durch meisterhafte Uebersetzungen, mit den Schätzen alter und neuer ausländischer Literatur bekannt machen. Sie verdienen um so größern Dank dafür, je mühsamer diese Arbeit ist. Wenn es nur darauf ankommt, den Sinn des Originals zu übertragen, auf die feinen Eigenthümlichkeiten der Schreibart aber, die sich oft so glücklich auch im Teutschen nachahmen lassen, gar keine Rücksicht zu nehmen, folglich vielleicht einen gedrängten, männlichen, kraftvollen Styl in ein wortreiches, gemeines Geschwätz zu verwandeln; Wenn man so nachlässig über die Arbeit hinausgehn will, wie etwa Bahrdt über seinen Tacitus,

tus, oder mit so wenig Kenntniß und Genie, wie der Herr von Schirach bey seinem Plutarch gezeigt hat, oder gar wie die Uebersetzungs-Fabricanten in Straßburg; so ist es wahrlich nur eine Hand-Arbeit, jedes Buch, das in einer uns nicht unbekanntem Sprache geschrieben ist, zu verteutschen. Will man aber in den Geist eines Schriftstellers eindringen, seine ganze Manier, seine Laune, seine Schönheiten, selbst auch seine Fehler mit übertragen — kurz! will man Arbeiten liefern, wie sie uns Wieland, Voß, Stolberg, Hamler, Garve, Bode, Forster, Bertuch und Andre geschenkt haben; so gehört dazu nicht gemeine Geschicklichkeit.

Auch in Veranstaltung schöner Ausgaben fremder alter und neuer Werke wetteifern wir jetzt mit den Ausländern und es ist kein geringer Vortheil für die Wissenschaften, daß diese Ausgaben zum Theil um einen auffallend niedrigen Preis verkauft werden.

Ben dem täglich in allen Ständen wachsenden Mangel zur Verne, sind Schriftstellerey
und

und Buchhandel ein bedeutender Gegenstand der Aufmerksamkeit weiser Regierungen geworden, besonders was die Rücksicht auf den dadurch beförderten Geld-Umlauf und die Handlungs-Bilanz betrifft. Es ist wahrlich nicht einerley, ob aus einem kleinen Ländchen jährlich Tausende für fremde Bücher hinausgehen, oder ob eine einzige Anstalt, wie zum Beispiel die Carlstrüher Sammlung von Nachdrucken, die Herausgabe der Schriften Voltaire's, Rousseaus, die Editionen der lateinischen Schriftsteller, die in Zwenbrücken besorget werden u. d. gl. große Summen in das Land zieht. Es ist daher der Politic gemäß, vermögende, geschickte und unternehmende Buchhändler, nicht weniger wie gute Schriftsteller, zu begünstigen und ihnen allerley Vortheile und Freyheiten einzuräumen.

Der Buchhändler, welcher Gefühl von der Würde seines Berufs hat, kann sehr viel zur wahren Aufnahme der Literatur beytragen; allein er hängt, wie jeder andre Handelsmann, auch von der Mode und den Launen des Publicums und des Glücks ab, und deswegen ist es ihm wohl zu verzeihn, wenn er an gewisse

wisse

wisse Artikel, die grade zu der Zeit gut abgehen, ohne Rücksicht auf ihren innern Werth, mehr wendet, wie an andre.

Gegen den unnützen typographischen Aufwand, gegen das sehr verdächtige Pränumerationswesen, gegen den einreißenden Gebrauch lateinischer Lettern und gegen andre Mißbräuche, welche in dieß Fach schlagen, habe ich in den ersten Abschnitten dieses Buchs mich schon erklärt. — Nun zum Schlusse nur noch etwas über die Nachdrucker!

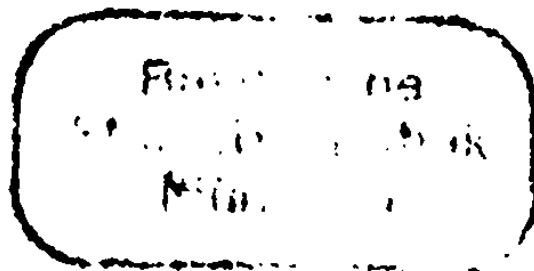
Von je her habe ich geäußert, daß ich das Nachdrucken der Bücher für eine sehr unredliche, diebische Unternehmung halte, welche jedoch, so lange darüber keine positive Gesetze gegeben sind, kein Gegenstand gerichtlicher Bestrafung seyn könne. Durch Veranlassung einer Aufforderung von Seiten eines hochachtungswerthen Schriftstellers (Müller in Jzehoë) bewogen, habe ich kürzlich in einer eignen Schrift meine Gedanken über diesen Gegenstand entwickelt und das Glück gehabt, ausser der Uebereinstimmung mit einigen ältern

Schrifts

Schriftstellern von Bedeutung, in meiner Art, die Sache anzusehn, grade denselben Weg zu treffen, den der edle Acimarus, welcher zu gleicher Zeit über den Nachdruck schrieb, eingeschlagen hatte. Dies ist sehr beruhigend für mich gewesen; und da seit dieser Zeit nichts von Belang zu Wiederlegung unsrer Gründe erschienen ist; so habe ich die Acten über diese Streitfrage als geschlossen angesehen. Indessen ist doch ein gewisser Herr Magister Seidenstückler in Helmstädt gegen mich zu Felde gezogen. Ich weiß nicht, warum er seine Abhandlung in nicht sehr bescheiden und gesitteten Ausdrücken verfaßt hat, da der Streit einen Gegenstand betref, über den man wohl kaltblütig reden könnte; allein weil seine Schrift auch nichts enthält, als was schon oft besser, richtiger und bestimmter ist gesagt worden; so hat sie keine Sensation gemacht und das Publicum hat, so viel ich weiß, nichts daraus gelernt, als daß in Helmstädt ein Magister Seidenstückler lebt.

Und hiermit beschliesse ich dann meine Bemerkungen über Schriftsteller und Schriftstellerey,

lerey, werde mich sehr belohnt für meine Arbeit
 finden, wenn verständige Leser in diesem Werke
 Einiges ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth
 halten, und wenn angehende Schriftsteller dar-
 aus einigen Nutzen schöpfen, so wie mir auch
 jede Berichtigung und Zurechtweisung von ein-
 sichtsvollern Männern willkommen seyn wird.



Hannover,

gedruckt bey H. M. Poetwik, Hofbuchdrucker.
